

Anna-Katharina Thüerer

# Wohnen mit wenig Geld

Working Poor-Familien in der Stadt Zürich, ihre Wohnbiographien und  
das Feld der Professionellen Sozialen Arbeit

Master-Thesis des Kooperationsstudiengangs Master of Science in Sozialer Arbeit  
der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich  
August 2016



Sozialwissenschaftlicher Fachverlag Edition Soziothek  
Die Edition Soziothek ist ein Non-Profit-Unternehmen des Vereins Alumni BFH Soziale Arbeit

Schriftenreihe Master-Thesen des Kooperationsstudiengangs Master of Science in Sozialer Arbeit  
der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich

In dieser Schriftenreihe werden Master-Thesen von Studierenden des Kooperationsstudiengangs Master  
of Science in Sozialer Arbeit der Fachhochschulen Bern, Luzern, St. Gallen und Zürich publiziert, die mit  
Bestnote beurteilt und zur Publikation empfohlen wurden.

Anna-Katharina Thüerer: Wohnen mit wenig Geld. Working Poor-Familien in der Stadt Zürich, ihre  
Wohnbiographien und das Feld der Professionellen Sozialen Arbeit

© 2016 Edition Soziothek Bern  
ISBN 978-3-03796-597-9

Edition Soziothek  
c/o Alumni BFH Soziale Arbeit  
Hallerstrasse 10  
3012 Bern  
[www.soziothek.ch](http://www.soziothek.ch)

Jede Art der Vervielfältigung ohne Genehmigung des Verlags ist unzulässig.

Master in Sozialer Arbeit  
Bern | Luzern | St. Gallen | Zürich

## **Wohnen mit wenig Geld**

**Working Poor-Familien in der Stadt Zürich, ihre Wohnbiographien und das Feld der  
Professionellen Sozialen Arbeit**

Autorin: Anna-Katharina Thüerer  
Studienbeginn: September 2013

Fachbegleitung: Martin Biebricher, ZHAW  
Abgabedatum: 12. August 2016

## **Danksagung**

Die vorliegende Masterarbeit basiert in ihren empirischen Untersuchungen auf Interviews. An dieser Stelle möchte ich mich für die nicht selbstverständliche Offenheit der involvierten Familien bedanken. Ohne ihre Gesprächsbereitschaft und ihre Gastfreundschaft wäre das Verfassen dieser Arbeit nicht möglich gewesen.

Gleichzeitig möchte ich mich bei Martin Biebricher bedanken, der diese Arbeit betreute und mich mit konstruktiven Anregungen und Ideen weiterbrachte.

Ein besonders grosses Dankeschön geht „last but not least“ an meine Eltern, meine Schwester und an meinen Freund: Tausend Dank für alles!

Anna-Katharina Thüerer

Sommer 2016

# Inhalt

<b>Abstract</b> .....	<b>1</b>
<b>1 Einleitendes</b> .....	<b>2</b>
<b>2 Kontext</b> .....	<b>4</b>
2.1 Zürcher Wohnungsmarkt und Benachteiligte .....	4
<b>3 Problem- und Fragestellung</b> .....	<b>6</b>
3.1 Prekäre Wohnbedingungen.....	6
3.2 Working Poor .....	6
3.3 Relevanz der Problemstellung, Erkenntnis- und Praxisinteresse .....	7
3.4 Konkrete Fragestellung .....	8
<b>4 Verortung in der wissenschaftlichen Debatte</b> .....	<b>9</b>
4.1 Wohnen.....	9
4.2 Leben in der Risikogesellschaft.....	10
4.2.1 Prekarisierung.....	11
4.2.2 Lebensbewältigungskonzept von Böhnisch .....	11
4.3 Konzept der Vulnerabilität .....	12
4.4 Verbindung zu Bourdieus Überlegungen zu Kapital .....	14
4.5 Der „mobility-turn“ in den Sozialwissenschaften .....	15
4.6 Zusammenfassung .....	15
<b>5 Methoden und Reflexion</b> .....	<b>17</b>
5.1 Methoden.....	17
5.1.1 Auswahl der Working Poor-Familien.....	17
5.1.2 Episodisches Interview.....	19
5.1.3 Erstellung Interviewleitfaden für Wohnbiographien.....	20
5.1.4 Durchführung der Interviews.....	21
5.1.5 Transkription.....	21
5.1.6 Inhaltsanalyse und Schlüsse in Verbindung zu theoretischen Überlegungen.....	21
5.1.7 Institutionen und Experten.....	22
5.2 Reflexives und Beschreibung der eigenen Forschungshaltung .....	22
5.2.1 Forschungsethischer Rahmen .....	24
<b>6 Empirie: Wohnbiographien</b> .....	<b>25</b>
6.1 Kurzportraits der interviewten Familien .....	25
6.2 Prekarisierung von Arbeit und Wohnen .....	29
6.2.1 Wohnerfahrungen, Wohnungssuche und prekäres Wohnen .....	29
6.2.2 Prekäre Arbeit und der Zustand „Working Poor“ .....	33
6.2.3 Verbindung von prekärem Arbeiten und prekärem Wohnen .....	35
6.3 Prekarität, Migration und Aufenthaltsstatus .....	36
6.3.1 Migration und Wohnen .....	36
6.3.2 Sozialhilfebezug .....	37
6.3.3 Prekäre migrantische Arbeit .....	38
6.4 Verunsicherungen, Bewältigungsansätze und soziale Netzwerke.....	39
6.4.1 Biographische „turning points“ und Verunsicherungen .....	39
6.4.2 Bewältigungsansätze.....	41
6.4.3 Soziale Netzwerke .....	43

6.4.4	Erweiterte Handlungsfähigkeit.....	44
<b>6.5</b>	<b>Quartier und Milieu .....</b>	<b>45</b>
6.5.1	Das Quartier.....	45
6.5.2	Das Milieu.....	45
<b>6.6</b>	<b>“Gutes Wohnen” .....</b>	<b>46</b>
<b>6.7</b>	<b>Typenbildung.....</b>	<b>47</b>
6.7.1	Freigesetzte Phase oder Zone der gesellschaftlichen Nichtexistenz .....	47
6.7.2	Prekäre Phase oder Zone der Verwundbarkeit.....	48
6.7.3	„Gesetzte“ Phase oder Zone der Integration .....	49
<b>7</b>	<b>Schlussfolgerungen aus der Empirie.....</b>	<b>50</b>
<b>8</b>	<b>Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit und die Sozialpolitik .....</b>	<b>51</b>
<b>9</b>	<b>Fazit und Ausblick.....</b>	<b>57</b>
	<b>Bibliographie.....</b>	<b>59</b>
	<b>Selbständigkeitserklärung.....</b>	<b>67</b>
	<b>Separater Anhang: Transkripte der Interviews .....</b>	<b>68</b>

## Abstract

Die Wohnverhältnisse – also *wie* jemand wohnt – sind gerade für Menschen mit kleinem Budget entscheidend, um ihre Lebenssituation stabilisieren oder verbessern zu können. Gleichzeitig stellen sie häufig einen Faktor der Ungleichheit und ein Armutsrisiko dar. Familien an der Armutsgrenze, sogenannte *Working Poor*-Familien, stellen unter den Wohnungssuchenden eine besonders vulnerable Gruppe dar. Während es zur Problematik des günstigen Wohnungsbaus etliche quantitative Analysen gibt, stellen qualitative Auseinandersetzungen mit Fragen von Wohnen und Prekarität eine Lücke in der deutschsprachigen Literatur dar. Die Masterarbeit rückt deshalb die prekären Wohnbedingungen von Working Poor-Familien und ihre dazugehörigen Wohnbiographien in den Fokus: Welche Erfahrungen mit Wohnen mit geringem Budget haben sie gemacht, wie interpretieren sie diese? Wie bewältigen sie kritische Lebensphasen? Welche Rolle nahmen dabei institutionelle Akteure ein und welche Erkenntnisse ergeben sich daraus für das Feld der Professionellen Sozialen Arbeit? Empirisch basiert die Arbeit auf neun episodischen Interviews mit Stadtzürcher Working Poor-Familien. Die Interviews, die sich in Anlehnung an Böhnischs Lebensbewältigungs-Ansatz mit den wohnbiographischen Episoden des Freigesetzten, des Prekären und des „Gesetzten“ auseinandersetzen, zeigen trotz individuellen Verläufen Gemeinsamkeiten auf, mit denen Working Poor-Familien auf dem städtischen Wohnungsmarkt generell konfrontiert sind: So sind ihre Wohnbiographien häufig gezeichnet von temporären Wohnlösungen und beengenden Verhältnissen, aber auch von erzwungenem Ausharren in prekären Bedingungen. Auf einer interpretativen Ebene werden analytische Verbindungen zwischen Wohnen, Arbeit und Migration hergestellt. Während strukturelle Ursachen im aktuellen Wohnungsmarkt liegen und auf sozialpolitische Entscheidungen zurückzuführen sind, leitet die Masterarbeit aus den identifizierten Schwierigkeiten von Familien an der Armutsgrenze bei der Wohnungssuche auch Handlungsfelder für die Professionelle Soziale Arbeit und die Sozialpolitik ab.

*Heute möchte ich gerne wissen, ob mein bevorstehender Umzug  
einen Anfang oder ein Ende markieren wird.*

*Marc Augé<sup>1</sup>*

## 1 Einleitendes

In der Stadt Zürich eine bezahlbare Wohnung zu finden, grenzt für viele an ein Ding der Unmöglichkeit. Einerseits gibt es trotz reger Bautätigkeit nur sehr wenig freistehende Wohnungen, andererseits sind die wenigen zu vermietenden Objekte oft klar im oberen Preissegment angesiedelt. Im Kontext des Zürcher Wohnungsmarktes zeigt sich, dass die Zugangs- und Chancenverteilung von Mietenden ungleich verteilt sind, wobei es einigen Gruppen besonders schwer fällt, eine adäquate Wohnung zu finden. Eine dieser benachteiligten Gruppen sind Working Poor-Familien. Da sie mit ihrem beschränkten Budget oftmals keine neue Bleibe finden, harren sie in prekären Wohnverhältnissen aus oder ziehen von einer prekären Wohnsituation zur nächsten. Diese Ausgangslage wird in der Masterarbeit sozialwissenschaftlich im Diskurs des Wohnens, aber auch der Beckschen Risikogesellschaft verortet: Auf dem Weg zu einer postindustriellen Gesellschaft verlieren mehr und mehr Arbeitnehmende ihre kontinuierliche Erwerbsbiographie, es kommt zu einer Prekarisierung der Arbeit, und im Zuge dessen auch des Wohnens. Böhnischs Konzept der Lebensbewältigung (2016) wird eingeführt, um das in diesen soziostrukturellen Lebensumständen agierende Individuum ins Zentrum zu rücken und nach seinen Bewältigungsmustern im Umgang mit Lebenskrisen und kritischen Konstellationen zu fragen. Es wird ergänzt durch die Konzepte der Resilienz und Vulnerabilität, wie auch durch Bourdieus sozialem und kulturellem Kapital. Letztere sind neben ökonomischem Kapital, so die These, entscheidend für den Zugang zu adäquaten Wohnungslösungen. Die Masterarbeit situiert sich bewusst in einem wissenschaftlichen Milieu, das eine Anwaltschaftlichkeit im Sinne Bourdieus vertritt. Das Verständnis von in prekären Wohnverhältnissen lebenden Familien als Expertinnen und Experten ihrer Lebensverhältnisse bedeutet, ihren Wahrnehmungen, Rahmungen und Interpretationen Gewicht zu verleihen. Ihre Wohnerfahrungen sollen, wo sinnvoll, aus einem individuellen bzw. familiären Bezugsrahmen herausgehoben und mit soziostrukturellen Bedingungen in Verbindung gebracht werden. In einem qualitativ-empirischen Hauptteil werden in der Folge neun Familien porträtiert, mit welchen episodische Interviews geführt wurden. Diesen Familien ist gemein, dass sie alle trotz Erwerbsarbeit kein stabiles Einkommen über dem Existenzminimum generieren können. Sie alle leben oder lebten bis vor kurzem in der Stadt Zürich in prekären Wohnumständen. In den Gesprächen wurde ihren Wohnbiographien sowie ihren Erfahrungen und Interpretationen von Wohnen mit wenig Geld nachgegangen. Wie bewältigten und bewältigen sie kritische Lebensphasen? Welche Institutionen tauchen im Zusammenhang mit Wohnen auf? Und wie hängen die Faktoren Arbeit, Wohnen und Migration zusammen? Die Analyse der empirisch gewonnenen Aussagen stellt das Herzstück der Arbeit dar. Neben den Gemeinsamkeiten und Besonderheiten der Wohnbiographien werden Bezüge hergestellt zu verwandten Feldern wie der Prekarisierung der Arbeit und den Migrations- und Integrationsgeschichten. Entlang von Böhnischs Lebensbewältigungskonzept wird beleuchtet, wie es um die Handlungsfähigkeit oder Agency der Befragten bzw. um ihre Wahrnehmung ebendieser bestellt ist. Weiter wird eruiert, welche Rolle dabei soziale Netzwerke, Milieus und Orte (namentlich Quartiere) spielen. Was die Familien unter „gutem Wohnen“ verstehen, zeigt die Bedeutung eines adäquaten Zuhauses als Bewältigungsressource auf und wie belastend eine prekäre Wohnsituation ist. Essentielle Erkenntnisse des empirischen Teils sind einerseits, wie untrennbar prekäres Arbeiten und prekäres Wohnen miteinander verbunden sind und die Situation für die Betroffenen wechselwirkend zusätzlich unsicher und instabil machen. Andererseits wird aus den Wohnbiographien ersichtlich, wie fluid die verschiedenen Zonen des Wohnens zwischen freigesetzt, prekär und integriert und damit klare

---

<sup>1</sup> Augé, 2012, S. 10.



Zuschreibungen wie auch Prognosen eher schwierig sind. Nach den Schlussfolgerungen dieser Verquickung empirischer, sozialwissenschaftlicher und sozialarbeiterischer Erkenntnisse folgt ein letztes Kapitel, das der Sozialen Arbeit als Handlungswissenschaft Kredit zollt. Darin werden aus den empirischen Erkenntnissen Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit und die Sozialpolitik abgeleitet. Nicht zuletzt wird begründet, warum die Verbreitung von Working Poor und damit verbundene prekarierte Formen der Lebensführung in einer reichen Gesellschaft wie der Schweiz weit mehr ist als ein individuelles Problem, nämlich ein *soziales*.

## 2 Kontext

### 2.1 Zürcher Wohnungsmarkt und Benachteiligte

Wohnverhältnisse - also *wie* jemand wohnt - sind gerade für Menschen mit kleinem Budget entscheidend, um ihre Lebenssituation zu stabilisieren oder verbessern zu können und stellen gleichzeitig häufig einen Faktor der Ungleichheit und ein *Armutsrisiko* dar. Der Lebensbereich Wohnen hat einerseits starke Einflüsse auf andere Lebensbereiche und wird andererseits selbst von verschiedenen anderen Bereichen beeinflusst (Gerull, 2011, S. 118). Die Masterarbeit soll Menschen in der Stadt Zürich mit geringen finanziellen Mitteln und ihre Wohnbedürfnisse und -situation portraituren. In den Fokus der Arbeit werden *Working Poor*-Familien gerückt, da diese bei Nichtbezug von Sozialhilfe bislang von keinem Unterstützungsangebot bezüglich Wohnen profitieren konnten<sup>2</sup> und in der Wohnungssuche als besonders benachteiligt betrachtet werden können.

Zürich als grösste Schweizer Stadt sieht sich mit verschiedenen, typisch städtischen Herausforderungen und Entwicklungen konfrontiert: Dazu gehören beispielsweise die stetig fortschreitende Verknappung und Verteuerung des Wohnraums sowie eine Gentrifizierung ehemaliger Arbeiterquartiere. Als Gründe für die Verknappung werden gemeinhin ein „wachsender Wohlstand mit mehr Raumanspruch, die Zunahme der Einwanderung sehr gut qualifizierter Personen mit überdurchschnittlichem Einkommen und eine zunehmende Individualisierung genannt. Dazu kommen jedoch weitere Faktoren wie Immobilien als Renditeobjekte und die Steuerpraktiken von Gemeinden“ (Hochuli, 2014, S. 78). Seit Ende der 1990er Jahre wächst die Stadtzürcher Bevölkerung stetig, wobei sie sich im Juni 2016 auf rund 413'000 Personen belief (Website Stadt Zürich, Statistik). Im Zuge der Aufwertung werden günstige Mietwohnungen saniert oder renoviert, worauf die Mietzinse steigen. Danach sind diese Wohnungen für Stadtbewohnende mit geringem Budget unerschwinglich – letztere werden in der Folge oft in prekäre Wohnverhältnisse abgedrängt. Während ein Umzug in unserer Zeit generell als Zeichen von Flexibilität und Mobilität, als Zeichen der Stärke gedeutet wird, geschehen diese Umzüge für vulnerable Gruppen jedoch eher aus Not und Gründen der Prekarität. Gerade in Situationen eines Wohnungsverlustes besteht die Gefahr, in eine zu teure Wohnung zu ziehen (bzw. ziehen zu müssen), die mit dem Überschreiten des empfohlenen Anteils der Wohnkosten an das Haushaltsbudget von 30 Prozent ein Verschuldungsrisiko birgt (Caritas Schweiz, 2014, S. 3).

Die Stiftung Domicil, die Menschen mit geringen finanziellen Mitteln<sup>3</sup> beim Thema Wohnen unterstützt, beobachtet eine problematische Verknappung des erschwinglichen Wohnraums in der Stadt Zürich: Während die Löhne – vor allem im Tieflohnbereich - nur minim angestiegen sind, steigen die Mieten kontinuierlich und substantiell an. Gleichzeitig halbierte sich der Anteil günstiger Wohnungen bis 1000 Franken in den letzten neun Jahren von 29 auf 14 Prozent (Stiftung Domicil, 2013, S. 4). Der Leerwohnungsbestand betrug 2015 0.22 Prozent, wobei ein Grossteil dieser leer stehenden Wohnungen im gehobenen Segment und mit entsprechend hohen Mieten zu verorten ist (Website Kanton Zürich, Statistisches Amt).

---

<sup>2</sup> Seit April 2015 führt die Caritas Zürich das Pilotprojekt WohnFit für Working Poor-Familien durch, die in prekären Wohnverhältnissen leben und der Unterstützung bedürfen. Den Familien wird eine freiwillige Person zur Seite gestellt, die bei der Wohnungssuche hilft. Die Autorin der Masterarbeit arbeitet in diesem Projekt. Ein Teil der interviewten Familien nahm am Pilotprojekt teil (siehe Kapitel 6). Auf das Projekt wird aufgrund seines Pilotcharakters mit ungewisser Weiterführung nicht detailliert eingegangen in dieser Arbeit.

<sup>3</sup> Bei den Adressatinnen und Adressaten der Stiftung Domicil handelt es sich hauptsächlich um Klientinnen und Klienten der Sozialen Dienste der Stadt Zürich und der AOZ (Fachorganisation im Migrations- und Integrationsbereich, ehemals „Asylorganisation Zürich“). Domicil bietet Personen ohne Sozialhilfe gegen Kommission und bei ausreichenden finanziellen Mitteln Wohnungsvermittlung an. Ein gewichtiges Unterstützungsinstrument der Stiftung Domicil ist die Solidarhaftung, die sie im Mietvertrag übernimmt.

Oftmals ist der Zugang der Betroffenen zu kostengünstigen Wohnmöglichkeiten sehr schwierig: Häufig fehlen ihnen Wissen und relevante Netzwerke dazu (Gysi, 2013, S. 128). Auch Genossenschaften, die eine kostengünstige Wohnmöglichkeit bieten, kommen für Menschen mit sehr tiefem Einkommen nur begrenzt in Frage. Dies liegt unter anderem an den Anteilsscheinen, mittels derer sich Mietende in eine Genossenschaft einzukaufen haben. Hochuli konstatiert, dass in Genossenschaften „Mieterinnen und Mieter mit tiefstem Einkommen, Migrationshintergrund oder Sozialhilfebeziehende deutlich untervertreten“ sind (Hochuli, 2014, S. 86). Die Masterarbeit stellt die Hypothese auf, dass bei der Wohnungssuche neben ökonomischem Kapital soziales und kulturelles Kapital unerlässlich sind, um bei der Suche nach einer adäquaten Wohnung zu reüssieren. Bourdieus Überlegungen zu Kapital werden in Kapitel 3 eingeführt.

### 3 Problem- und Fragestellung

#### 3.1 Prekäre Wohnbedingungen

Unter prekären Wohnbedingungen werden solche verstanden, die für die Mietenden in verschiedener Hinsicht problematisch sind. Als problematisch zu erachten sind zu hohe *Mietkosten*, nicht ausreichender *Wohnraum*, was gerade für Kinder belastend ist, eine schlechte *Wohnqualität* (darunter fällt beispielsweise Schimmelbefall) und soziale Belastungen in der *Umgebung* (segregierte Stadtteile, schlechte Infrastruktur, zu dichte Bebauung mit sanierungsbedürftigen Bauten, Verkehrsbelastung, wenig Grün, Verdichtung sozialer Probleme) (vgl. Schuwey & Knöpfel, 2014, S. 129ff; Caritas Zürich, 2013). Ebenfalls als prekär gelten befristete Wohnlösungen, die den Druck auf die Mietenden erhöhen, innert kurzer Zeit eine neue Wohnung zu finden. Oftmals treten mehrere dieser Faktoren prekären Wohnens gemeinsam auf. Eine Studie der Schweizerischen Konferenz für Sozialhilfe (SKOS) und der Fachhochschule Nordwestschweiz (FHNW) definiert die Dimensionen für die Beurteilung der Wohnversorgung analog mit Wohnkosten, Wohnungsgrösse, Wohnungsqualität, Wohnlage und Wohnsicherheit. Dabei ist „die Wohnversorgung bei armutsbetroffenen Haushalten vier Mal häufiger unzureichend als in der Gesamtbevölkerung“ (SKOS & FHNW, 2015, S. I). Die unangemessene Wohnraumversorgung trifft jedoch nicht alle von einem Armutsrisiko betroffenen sozialen Gruppen gleichermassen: „Besonders häufig befinden sich Alleinstehende unter 65 Jahren [...] und Alleinerziehende [...] in dieser Situation. Deutlich höher ist der Anteil von unangemessener Wohnraumversorgung bei Haushalten mit Menschen ausländischer Herkunft: Bei diesen liegt der Wert mit 42.8 Prozent mehr als doppelt so hoch wie bei den Schweizer Haushalten mit einem Anteil von 17.9 Prozent. Bei den Haushalten mit Menschen aus Drittstaaten tragen die engen Wohnverhältnisse mit 23 Prozent und die hohe Wohnkostenbelastung mit 20 Prozent zur ungenügenden Wohnversorgung bei“ (SKOS & FHNW, 2015, S. II).

#### 3.2 Working Poor

Working Poor<sup>4</sup>-Haushalte werden in der Masterarbeit als Haushalte verstanden, die erwerbstätige Mitglieder haben, jedoch trotzdem als arm gelten (Bundesamt für Statistik, 2004). Sie verdienen zu viel<sup>5</sup>, um von der Sozialhilfe unterstützt zu werden, aber zu wenig, um ein abgesichertes Leben führen zu können<sup>6</sup>. Die Masterarbeit rechnet auch Personen zur Gruppe der Working Poor, deren Einkommen knapp unter dem Existenzminimum liegt und die dennoch keine Unterstützung beziehen. Die Gründe für den Nichtbezug von Unterstützungsleistungen können beispielsweise schwankende Einkommensverhältnisse aufgrund prekärer Erwerbssituationen sein, aber auch der selbst gewählte Entscheid, keine Sozialhilfe beziehen zu wollen (siehe Empirie-Kapitel 6 zu den Gründen). Die Prekarisierung der Arbeitsgesellschaft generiert dabei neue Armutspopulationen, die im Gegensatz zu bestehenden Armutspopulationen wie Obdachlosen, chronisch Kranken, Invaliden, Süchtigen oder Alten im Erwerbsleben integriert sind (Kutzner & Nollert, 2009, S. 17). Streuli und Bauer (2001, S. 13-21)

<sup>4</sup> Die Autorin ist sich bewusst, dass mit der Bezeichnung einer Gruppe ein Labellingprozess stattfindet (siehe Kapitel 5 zur Reflexion).

<sup>5</sup> Die Unterscheidung von Vollzeit-Working-Poor und Teilzeit-Working-Poor nach Streuli und Bauer (2001, S. 8) ist in der Masterarbeit nicht von zentraler Bedeutung.

<sup>6</sup> 2013 war es laut Bundesamt für Statistik für 19.6 Prozent der Schweizer Bevölkerung unmöglich, eine unerwartete Ausgabe in der Höhe von 2500 Franken zu tätigen (Website Bundesamt für Statistik). Es wird bewusst davon abgesehen, Working Poor in der Schweiz oder in Zürich in absoluten Zahlen zu fassen. Einerseits, weil diese Zahlen faktisch mit Einbezug aller Betroffenen (Kinder, Nicht-Bezügerinnen und Bezüger von Sozialhilfe etc.) sehr schwierig zu erfassen wären, andererseits, weil statistische Nennungen sowohl die Bedingungen ihrer Hervorbringung als auch ihre aktive Mitwirkung in der Konstitution ihrer Objekte verschleiern: „Die Werkzeuge der Statistik ermöglichen die Entdeckung oder die Erschaffung von Entitäten, auf die wir uns zur Beschreibung der Welt stützen und dabei Einfluss auf den Gang der Dinge nehmen“ (Desrosières, 2005, S. 3).

identifizieren neun Bevölkerungsgruppen, „die deutlich häufiger als andere zu Working Poor werden. Es sind dies Frauen, Eltern, Alleinerziehende, ausländische Staatsangehörige, wenig Ausgebildete, in Tieflohnbranchen Tätige, Beschäftigte in Teilzeit- und flexibilisierten Arbeitsverhältnissen, Selbständige ohne Angestellte sowie Personen mit Erwerbsunterbrüchen und kurzer Betriebszugehörigkeit“ (zit. in Knöpfel, 2004, S. 45).

Die Masterarbeit fokussiert auf Working Poor-Familien, weil gerade diese Gruppe besonders vulnerabel ist (siehe Kapitel 4 zur Begriffsaufarbeitung), wenn es um steigende „Zwangsausgaben“ (Knöpfel, 2004, S. 46) – worunter auch die Mietkosten fallen – geht. Eine Studie des Bundesamts für Wohnungswesen „untersucht das Verhältnis zwischen Einkommenshöhe und Mietbelastungen der Haushalte. [Die] Studie macht deutlich, dass Haushalte mit tiefen Mietzinsbelastungen im Durchschnitt ein mehrfach höheres Haushaltseinkommen aufweisen als Haushalte mit hohen und sehr hohen Mietbelastungen. Mieterhaushalte mit einer Netto-Mietbelastung über 35 Prozent haben fast alle ein Haushaltseinkommen von unter 4000 Franken“ (zit. in Knöpfel, 2004, S. 47-48). Sie sind einerseits meist nicht in unterstützende staatliche Massnahmensysteme eingebunden und verfügen andererseits nicht über genügend finanziellen Spielraum, um auf dem Wohnungsmarkt zu reüssieren.

Der Fokus wird auf Working Poor-Familien gelegt, weil gerade Kinder oftmals entscheidend sind in Bezug auf das Armutrisiko und gleichzeitig eine sehr vulnerable Subgruppe in einem Haushalt bilden. Prekäre Wohnverhältnisse können einen negativen Einfluss auf Schulleistungen oder die psychische Entwicklung von Kindern haben. Unter Familie wird ein Haushalt verstanden, in dem mindestens ein Kind unter 18 Jahren lebt.

### 3.3 Relevanz der Problemstellung, Erkenntnis- und Praxisinteresse

Ein Recht auf Obdach ist in der allgemeinen Erklärung der Menschenrechte, den Sozialrechten des UNO-Menschenrechtsabkommens, der europäischen Sozialcharta und mit folgendem Text in Artikel 41 in der Schweizerischen Bundesverfassung verankert: „Bund und Kantone setzen sich in Ergänzung zu persönlicher Verantwortung und privater Initiative dafür ein, dass: [...] Wohnungssuchende für sich und ihre Familien eine angemessene Wohnung zu tragbaren Bedingungen finden können; [...]. Sie [Bund und Kantone] streben die Sozialziele im Rahmen ihrer verfassungsmässigen Zuständigkeiten und ihrer verfügbaren Mittel an. Aus den Sozialzielen können keine unmittelbaren Ansprüche auf staatliche Leistungen abgeleitet werden“ (humanrights.ch, 2014). Der Prävention und Bekämpfung von Armut im Zusammenhang mit Wohnen wird auch im „Nationalen Programm zur Prävention und Bekämpfung von Armut“, einem Zusammenschluss von Bund, Kantonen, Städten und Gemeinden, Sozialpartnern und Nicht-Regierungsorganisationen Nachdruck verliehen, in welchem eines der Handlungsfelder von 2014 bis 2018 „Lebensbedingungen von Familien sowie von Betroffenen in Bezug auf deren Informationslage und Wohnversorgung/-situation“ ist (Website Nationales Programm gegen Armut).

Die Bedürfnisse von auf günstigen Wohnraum angewiesenen Working Poor-Familien und ihre Erfahrungen sollen in dieser Arbeit ins Zentrum gerückt werden. Wie bereits erwähnt fallen diese im Unterstützungssystem bezüglich Wohnen bislang ‚durch die Maschen‘ (vgl. auch Interview mit der Domicil-Geschäftsleiterin Annalis Dürr: Löpfe, 2012, S. 21). Die Schilderungen von Mitgliedern solcher Familien sind exemplarisch für die Erfahrungen vieler Working Poor und lassen sich dementsprechend bis zu einem gewissen Grad auch auf andere Städte oder Regionen, wo ähnliche Wohnungsknappheit herrscht, übertragen. Die Erkenntnisse können sozialpolitische Analysen zu Wohnen ergänzen und Hinweise geben darauf, wo allenfalls politische und institutionelle Schwachpunkte und Verbesserungsmöglichkeiten bestehen und welche Aspekte die Professionelle Soziale Arbeit mehr in den Fokus rücken sollte. Brüche zwischen der Sicht der Betroffenen und des Zwecks institutioneller Angebote können

entscheidend für die Schaffung von Richtungswechseln in bestehenden Programmen oder die Initiierung neuer Angebote sein. Erkenntnisse aus der Analyse der Interviews bezüglich Prekarisierung und Bewältigung, aber auch des Einflusses von Resilienz-Faktoren können präventive Massnahmen zu Teilhabe schärfen.

Weiss und Mattes (2012, S. 10) halten fest, dass „Wohnen als Querschnittsthema zu vielen Handlungsfeldern der Sozialen Arbeit“ betrachtet werden sollte: Denn „für einen Grossteil unserer Klientinnen dreht sich sehr viel, manchmal fast alles, um das Wohnen. [...] Die Sicherung der Wohnung, sei es im Rahmen der Existenzsicherung und Armutsbekämpfung, aber auch bei der Vermittlung von Wohnkompetenz, ist Bestandteil vieler Bereiche der Einzelhilfe in der Sozialen Arbeit“ (Weiss & Mattes, 2012, S. 11). Bei vielen Sozialarbeitenden ist das Thema jedoch nicht im Fokus: In diesem Bereich bräuchte es dringend mehr Sensibilisierung (vgl. Löpfe, 2012, S. 20). Die Erkenntnisse der Arbeit sind somit für die Felder der persönlichen Hilfe, Familien- und Budgetberatung, aber auch für die Felder Kinder und Jugend, Schulsozialarbeit, soziokulturelle Animation und Gemeinwesenarbeit von Relevanz. Nicht ausser Acht gelassen werden darf jedoch, dass die Bemühungen der Sozialen Arbeit wesentlich davon abhängen, dass erschwinglicher Wohnraum in einer Stadt überhaupt zur Verfügung steht.

### **3.4 Konkrete Fragestellung**

#### Fragestellung:

Wie sehen die Wohnbiographien von Working Poor-Familien in der Stadt Zürich aus? Welche Erfahrungen mit Wohnen mit geringem Budget haben sie gemacht und wie interpretieren sie diese? Welche Erkenntnisse ergeben sich daraus für die Soziale Arbeit?

#### Unterfragen:

Wie bewältigen und bewältigten sie kritische Lebensphasen allgemein und spezifisch in Bezug auf Wohnen? Welchen Institutionen sind sie im Zusammenhang mit Wohnen im Laufe ihrer Wohnbiographie begegnet? Welche Sinnzuschreibungen machen sie bezüglich ihrer Situation? Wie hängen die Faktoren Arbeit, Wohnen und Migration zusammen?

## 4 Verortung in der wissenschaftlichen Debatte

Die Themenkreise ‚Wohnen‘ und (diesbezügliche) Vulnerabilität oder Armut werden in der Sozialen Arbeit vor allem erforscht, wenn es um Fragen des Sozialraums, sogenannte soziale Brennpunkte oder Verdrängung geht. Gysi (2013) konstatiert, dass grundsätzlich wenig finanzielle Mittel für die wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Wohnen und finanzschwachen Mietenden gesprochen werden: „Pro Jahr bleiben ein paar monetäre Brosamen für die Generierung spezifischeren Erklärungs- und Handlungswissens: Es fehlt eine systematische Erfassung, Dokumentation und Langzeitevaluation neuerer und einst als innovativ gewürdigter Wohnbau- und Wohnversorgungsmodelle: Wer initiiert sie? Welche Rahmenbedingungen fördern oder bremsen ihre Realisierung und ihre Verbreitung? Welche Bevölkerungskreise profitieren? Welche bleiben ausgeschlossen? Entwicklung und Vielfalt aktueller Wohnweisen lassen sich nur bedingt mittels quantitativer Forschungsmethoden erfassen. [...] Gelebter Alltag aber lässt sich nur mit grossem Aufwand und qualitativen Methoden erforschen“ (Gysi, 2013, S. 127). Grundsätzlich bemängelt die Autorin, dass gerade Sozialtätige sich wissenschaftlich nur sehr wenig analytisch zum Thema der Wohnversorgung Benachteiligter äussern (Gysi, 2013, S. 129). Wohnen kann bislang als ein Randthema der Sozialen Arbeit bezeichnet werden – obwohl es zu den wichtigsten Grundbedürfnissen des Menschen gehört.

Im Folgenden werden konzeptuelle Bezüge skizziert, die im empirischen Teil wiederaufgegriffen werden, so einerseits zu Becks Risikogesellschaft, damit verknüpfter Prekarisierung und Vulnerabilität als gesellschaftlichem Hintergrund. Andererseits wird der Ebene des Individuums, das in diesen Umständen lebt, Rechnung getragen mit Überlegungen zu Böhnischs Lebensbewältigungskonzept, Resilienz und Kapitalien in Anlehnung an Bourdieu.

### 4.1 Wohnen

Hasse (2009, S. 15) bemerkt, dass das Wohnen im aktuellen sozialwissenschaftlichen Diskurs nur in stark abstrahierter Form vorkommt, jedoch „in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein grosses Thema der Lebensphilosophie“ war. Er führt dieses vorherrschende „diskursive Versickern“ auf eine „paradigmatische Selbsterneuerung der Sozialwissenschaften, in deren erkenntnistheoretischer Mitte der Mensch als intelligibel handelnder ‚Akteur‘ steht, [zurück]. Damit wird ein Menschenbild kultiviert, das nur das ‚starke‘ Individuum kennt, ein rationalistisch entworfenes Kunstwesen, das um der Reinheit seines synthetisch-scientistischen Konstruktionscharakters willen um all jene Bereiche seiner Selbstkonstitution bereinigt werden muss, die quer zum Denken des methodologischen Individualismus lagen“ (Hasse, 2009, S. 15ff.). Hasse fordert an anderer Stelle, dass sich die Sozialwissenschaften, allen voran die Soziologie, nicht gegenüber der „gesellschaftlichen Bedeutung menschlicher Gefühle immunisiert“, sondern auf der „Ebene der Mikrologien analysiert, auf welche Weise die Subjekte über ihr Wohnen gefühlsmässig vergesellschaftet werden“ (Hasse, 2012, S. 476).

Auch wenn in der englischsprachigen sozialwissenschaftlichen Literatur „Wohnen“ im Bereich der Housing Studie vertieft behandelt wird, so tauchen *house* und *home* viel eher in einer theoretisierten Debatte als in empirischen Forschungen auf (Winstanley et al., 2002, S. 818).

In verschiedenen Untersuchungen zum Topos Wohnen wird dieses als ein existenzielles menschliches Grundbedürfnis dargestellt, gerade wenn es um eine sozialwissenschaftliche oder sozialarbeitsbezogene Verortung geht: „Wie und wo wir wohnen ist zutiefst sozial und kulturell geprägt und bestimmt gleichzeitig unsere Lebenswelt und unsere Handlungsmöglichkeiten. [...]. Das Wohnen ist an biografische Erfahrungen und an Wohnstationen im Lebenslauf gekoppelt. Wir nehmen im Laufe unseres Lebens verschiedene Wohnsituationen ein, die gleichzeitig an biografische Lebensabschnitte gebunden sind“ (Weiss & Mattes, 2012, S. 10).

Auch kulturwissenschaftlich und aus kultur- und sozialanthropologischer Perspektive wird Wohnen als Teil einer gesellschaftlichen und gemeinschaftlichen Entwicklung betrachtet. So zeigt Dürr auf, dass es „in allen Kulturen das Bestreben gibt, ‚den Privatbereich der Familie, das ‚Draussen‘ des Haushaltes, gegen das ‚Draussen‘, die Öffentlichkeit, abzugrenzen“ (zit. in Schneider, 2012, S. 407). Der französische Anthropologe Marc Augé konstatiert, dass der Mensch „ein Bedürfnis nach Raum“ hat (zit. in Schneider, 2012, S. 311).

Historisch wird die Entstehung einer privaten Sphäre des Wohnens auf die bürgerliche Epoche zurückgeführt: „Die traditionale bäuerlich-handwerkliche Gesellschaft kannte diesen abgezielten, tabuisierten Bereich der Wohnung nicht. Dieser Wandel verweist auf gesellschaftliche Veränderungen, auf den Wandel von Ehe und Familie, von gesellschaftlicher Arbeitsteilung und Herrschaftsorganisation, von Geschlechterverhältnis und Charakterstrukturen. Dass Menschen wohnende Wesen sind und ein Bedürfnis nach abgegrenzten Behausungen haben, ist in allen Kulturen zu finden. Die Art und Weise, wie Menschen wohnen, und welche Bedeutung sie der Aufteilung und Zonierung von Räumen zusprechen, ist allerdings eine soziale Praxis, die von ökonomischen Verhältnissen, kulturellen Leitbildern und individuellen Geschmäckern abhängt“ (Schneider, 2012, S. 414). Häussermann und Siebel halten fest, dass im Zuge der Industrialisierung die Wohnung zu einem „Ort der Nicht-Arbeit“ wird (zit. in Hasse, 2012, S. 484). „Wohnen wird so zu einer Lebens- und Aufenthaltsform, die in Abhängigkeit von der sozialen und ökonomischen Welt der Arbeit steht. [...] Und noch in der Gegenwart erfüllt der ‚Stil‘ des Wohnens (gewollt wie ungewollt) die Funktion der Selbst- und Fremdzuschreibung von (soziokultureller wie -ökonomischer) Identität“ (Hasse, 2012, S. 484).

Räumliche Zusammenhänge – wo und wie eine Person wohnt – stehen in einem engen Zusammenhang mit den Chancen und Perspektiven, die sie hat. Schneider (2012) bezieht sich auf Bourdieu, wenn er festhält, dass „ein bestimmter Raum entweder den Zugang zu materiellen, sozialen und kulturellen Ressourcen erleichtern oder den Zugang zu solchen Ressourcen erschweren oder behindern [kann]; er kann als Ressource der Lebensbewältigung dienen oder als Beschränkung der Lebenschancen“ (Schneider, 2012, S. 520). Auch die „Pluralisierung der Lebensstile“ und der Bedeutungsgewinn der ‚feinen Unterschiede‘ (Bourdieu) der letzten Jahrzehnte haben die individuelle Gestaltung der Wohn- und Lebensverhältnisse stark beeinflusst (Fuhrmann et al., 2008, S. 155). Die Wohnung fungiert als Ort der „Konstanz, Überschaubarkeit, Ordnung, Autonomie und Gestaltungsspielräume, und auf diese Weise werden die eigenen vier Wände zu einem Rückzugsraum, innerhalb dessen die Komplexität der ‚Welt da draussen‘ radikal reduziert werden kann“ (ebd.). Wenn eine Wohnsituation dies nicht erfüllt, kann dies Ausgrenzungen auslösen oder verstärken: „Als Ausgrenzung wird ein Prozess bezeichnet, in dem Individuen oder Haushalte von den durchschnittlichen gesellschaftlichen Standards der Lebensführung sich entfernen bzw. entfernt werden: [...] in sozialer Hinsicht, wenn durch soziale Isolation und das Leben in einem geschlossenen Milieu die Brücken zur ‚normalen‘ Gesellschaft verloren gegangen sind“ (Häussermann, 2012, S. 384).

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass Wohnen in einer sozialwissenschaftlichen Debatte zwar diskutiert wird, jedoch vor allem in abstrahierter Form. Was Wohnen für Menschen mit geringen finanziellen Mitteln persönlich bedeutet und wie sie dies interpretieren, findet wenig Eingang in die sozialwissenschaftliche Diskussion.

## 4.2 Leben in der Risikogesellschaft

Ulrich Becks 1986 erschienene Überlegungen zur Risikogesellschaft gehen unter anderem von einer Individualisierung des Einzelnen aus, die im Zusammenhang mit sozialem Auf- (oder Ab-)stieg steht. So



fasst Treibel (2006, S. 253ff.) zusammen, dass die vorherrschenden „kapitalistisch-marktwirtschaftlichen Prinzipien“ in vielen gegenwärtigen Gesellschaften ein individualistisches Persönlichkeitsprofil forderten und förderten: „Mobilität<sup>7</sup>, Unabhängigkeit von familiären Bindungen und offensive Selbstdarstellung sind Voraussetzungen für den sozialen Aufstieg“ (ebd.). Unter diesen Voraussetzungen werden nicht nur Chancen, sondern auch Risiken und Scheitern individualisiert und als „persönliche Schuld gewertet“ (ebd., S. 254), ohne dass Verbindungen zu strukturellen Momenten aufgezeigt werden (vgl. Vorrink, 2015, S. 131). In diesem Zusammenhang wird von einer „janusköpfigen Sozialisation“ gesprochen, da sie gesellschaftliche Offenheit und Verfügbarkeit voraussetzt, gleichzeitig aber auch, dass der Mensch in sich selbst den nötigen sozioemotionalen Rückhalt findet, um an der „gesellschaftlichen Offenheit, an ihrem Optionsdruck und ihrer riskanten Unübersichtlichkeit“ nicht zu scheitern (Böhnisch, 2012a, S. 221). Daraus lassen sich die „neuen sozialen Risiken“ ableiten als sozialpädagogische Grundprobleme der „arbeitsteiligen Konstellation der Moderne“ (ebd.). Diese Überlegungen dienen als Basis für die weiteren Ausführungen.

#### 4.2.1 Prekarisierung

Vom Wandel zur postindustriellen Gesellschaft, dem Wandel des Sozialstaates und der Arbeitswelt leiten die Sozialwissenschaften der letzten Jahre die Diagnose „unsicherer Zeiten“ ab. Aus den neuen Unsicherheiten entsteht eine neue soziale Frage, die sich nicht nur an den Rändern der Gesellschaft stellt, sondern immer mehr in deren Zentrum vorrückt (Hardering, 2011, S. 7). Wacquant nennt diese Entwicklung die Entstehung eines „postindustriellen Proletariats“, das unter der Berücksichtigung von Klassenaspekten analysiert werden sollte (Wacquant, 2008, S. 203).

In diesen unsicheren Zeiten werden atypische Beschäftigungsformen ausgeweitet und in einer „Zone der Prekarität“ im Gefüge sozialer Ungleichheiten verortet (vgl. Hardering, 2011, S. 46ff.). Diese Zone zeichnet sich durch ihre Abweichung von der Normalarbeit mit ihren Rechten, Regulierungen und Sicherheiten aus (ebd.). Was lange Zeit als Normalarbeitsbiographie galt, wird vielen Arbeitnehmenden in der heutigen Zeit verwehrt bleiben: Trotz Erwerbseinkünften bleiben sie arm oder armutsgefährdet und leben entsprechend als Working Poor. Nichtsdestotrotz bleibt die Arbeit gesellschaftlich dominant als „Korsett des Lebenslaufs“ (Böhnisch, 2016, S. 92). Auch wenn die Prekarisierungsdebatte lange auf die Erwerbsarbeit fokussierte, so werden zunehmend Unsicherheitswahrnehmungen über die Arbeitswelt hinaus mitberücksichtigt, da „Prekarität mehr umfasst als das Beschäftigungsverhältnis. Denn die Wahrnehmung beruflicher Unsicherheit ist in den Erfahrungshorizonten der Beschäftigten nicht zu trennen von ihrer Haushaltssituation und ihrem bisherigen Erwerbsverlauf“ (Hardering, 2011, S. 58).

Prekarität hat zwei Bedeutungsebenen: die eine ist ein Gefühl des mangelnden Schutzes vor sozialen Risiken wie zum Beispiel Armut. Dieses Gefühl entsteht aus dem Verlust sozialer Unterstützung. Die andere Ebene bezieht sich auf die Gesellschaft und ihre Herrschaftsformen, nach welchen sozioökonomisch marginalisierte Lebensumstände eine gesellschaftliche Deklassierung mit sich bringen. Daraus gehen Gefühle wie der Verlust von Selbstvertrauen oder empfundene Nutzlosigkeit hervor (Paugam, zit. in Mäder & Schmassmann, 2013, S. 240ff.).

#### 4.2.2 Lebensbewältigungskonzept von Böhnisch

Lothar Böhnisch geht mit seinem Konzept der Lebensbewältigung der Frage nach, wie die Menschen in kritischen Lebenssituationen wieder ins Gleichgewicht kommen. Das Konzept stellt die Wiederherstellung der Handlungsfähigkeit, die aus Selbstwert, sozialer Anerkennung und Selbstwirksamkeit besteht, ins Zentrum. Es bietet einen diagnostischen Zugang mit konkreten Handlungsaufforderungen für die Soziale

<sup>7</sup> Auf Mobilität wird weiter unten im Unterkapitel 4.4 zum „mobility turn“ in den Sozialwissenschaften eingegangen.

Arbeit und die Sozialpädagogik und leitet deduktiv systematisch vom Verhalten ab und ist somit mehr als ein deskriptives Konzept<sup>8</sup>.

Lebensbewältigung als ein Konzept für die Soziale Arbeit verbindet die vorangestellten sozialwissenschaftlichen Analysen zur Beckschen Risikogesellschaft und gesellschaftlichen Prekarisierungsvorgängen mit dem Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. Das Lebensbewältigungskonzept soll vor dem Hintergrund der modernen Risikogesellschaft beleuchten, wie Menschen kritische Übergänge und Konstellationen bewältigen, wenn bisherige Lösungsmuster versagen (Hintergrund ist dabei der Bedeutungsverlust der linearen Biographie, die an eine Normalerwerbsbiographie geknüpft ist). Dabei zeigt das Konzept typische, anomische Bewältigungsformen auf, die einerseits in Externalisierung und Gewalt, andererseits in Internalisierung und Selbstzerstörung münden können. Böhnisch führt das Konzept der Lebenslage ein, das Wechselwirkungen zwischen gesellschaftlichen Entwicklungen und unterschiedlich beschaffenen Spielräumen der Einzelnen fasst. Diese Lebenslagen bezeichnet er als „Ermöglichungs- wie Verwehrukontexte. Sie zeigen die Zusammenhänge auf zwischen Einkommen, Bildung, Wohnqualität, Konsumkraft, soziokultureller Vernetzung und den damit verbundenen Möglichkeiten und Chancen. Gleichzeitig aber auch die Grenzen und Risiken, wenn Ansprüche zurückgedrängt und Zumutbarkeiten erhöht werden. [...] Niedriges Einkommen, unzureichende Bildung, beengte Wohnverhältnisse schränken nicht nur die Bewältigungsressourcen ein, sie beeinflussen auch das Bewältigungsverhalten“ (Böhnisch, 2016, S. 93).

Dabei spielt also das Bewältigungsmilieu als der Kontext, in dem sich jemand sozial und emotional bewegt, eine wichtige Rolle: Die Soziale Arbeit kann eine offene Milieubildung unterstützen, wo sich positive, prosoziale Bewältigungsformen entwickeln können. Mit dieser Milieubildung soll Empowerment der Klientel entstehen, das nachhaltig positiv auf deren Bewältigungsmuster wirken kann.

Zusammenfassend werden mit dem Paradigma der Lebensbewältigung Lebensprobleme konzeptuell gefasst, um diese nicht individualisiert, sondern gesellschaftlich rückgebunden verstehen zu können. Gleichzeitig bietet es einen aktiven Praxistransfer in die Soziale Arbeit als Handlungswissenschaft an und ermöglicht es, methodische Handlungsaufforderungen abzuleiten.

### 4.3 Konzept der Vulnerabilität

Auch wenn das Phänomen der Prekarisierung in den postindustriellen oder -fordistischen Zeiten bei weitem nicht mehr nur an den Rändern der Gesellschaft identifizierbar ist, so sind doch gewisse Gruppen der Bevölkerung gefährdeter, sich in prekären Lebenslagen zu verstricken, aus denen sie sich nur schlecht befreien können – auch wenn sich die Angst vor sozialem Abstieg grossflächig verbreitet hat. „Prekarisierung ist kein homogener Prozess, der Prekarisierungslasten gerecht verteilen würde. Und so sind auch die Übergänge von der Sicherungsgesellschaft der Nachkriegsjahre zur Prekarisierungsgesellschaft graduell“ (Marchart, 2013, S. 8). Pelizzari bezieht sich auf Vester, der die Prekarisierung als „Mosaik verschiedener Milieus“ bezeichnet, wobei sich die sozialen Ungleichheiten wiederholen und abwandeln (Pelizzari, 209, S. 129). Die soziale Herkunft beeinflusst weiterhin, wie die individuellen Spielräume im Rahmen der institutionellen Barrieren ausgeformt sind. Dabei sind diejenigen privilegiert, die bereits sozial besser gestellt sind und damit auftauchende Diskontinuitäten individuell verarbeiten und Unsicherheiten bewältigen können (Pelizzari, 2009, S. 142). Bei den weniger Privilegierten kommt es immer wieder zur Deklassierung aufgrund der sozialen Herkunft, wenn keine Unterstützung in den Übergängen geboten wird oder angenommen werden kann (Böhnisch, 2012b, S. 60). Daraus abzuleiten ist, dass auch Bewältigung als schichtbezogen betrachtet werden muss und die Suche nach biografischer Selbsterfüllung

---

<sup>8</sup> Böhnisch grenzt sich dabei unter anderem von Thierschs Konzept der Lebenswelt ab, das er als „phänomenologisch-deskriptives Theoriekonstrukt“ bezeichnet (Böhnisch, 2016, S. 135).

in der stärker individualisierten Mittelschicht wichtiger ist als bei den Unterschichten (ebd., S. 202ff.). Entsprechend ist nicht nur die physische Mobilität, sondern auch die biographische Mobilität je nach Schichtzugehörigkeit ein positives Freiheitsgut oder ein auferlegter Zwang zur Adaption (siehe auch Kapitel 4.4 zum „mobility turn“ in den Sozialwissenschaften).

Im Anschluss an die vorangegangenen Überlegungen stellt sich nun die Frage, wer in prekären Wohnformen wohnt. Vorrink (2015, S. 131) konstatiert, dass gerade im Zusammenhang mit Statistiken von „Risikogruppen“ gesprochen wird, womit „kontinuierlich eine semantisch-diskursive Folie“ geboten wird. Diese wiederum macht es möglich, Armut und soziale Ungleichheit zu individualisieren, womit die eigentlichen Risiken in den Hintergrund rücken<sup>9</sup>. Als alternatives Konzept zu Risikogruppen schlägt Vorrink *Vulnerabilität* vor, um dieser Vereinzelung entgegenzuwirken.

Das Konzept der Vulnerabilität wird in sehr unterschiedlichen Debatten verwendet, gerade auch im Zusammenhang mit Naturkatastrophen oder Themen der Entwicklungszusammenarbeit. Den meisten Definitionen von Vulnerabilität ist gemeinsam, dass sie die „Verletzlichkeit oder Verletzbarkeit einer Person, einer sozialen Gruppe, eines Gegenstandes oder eines Systems angesichts bestehender Gefährdungen, Risiken, Krisen, Stress, Schocks oder bereits eingetretener schädigender Ereignisse“ beschreiben (Bürkner, 2010, S. 24). Weiter bedeutet dies in der Regel, „dass wichtige Funktionen eingeschränkt oder nicht mehr vorhanden sind. Eine wesentliche Bedingung der Vulnerabilität besteht in unzureichenden Bewältigungskapazitäten der Individuen, Gruppen und Systeme“ (Bohle, zit. in Bürkner, 2010, S. 24) Aus einer sozialwissenschaftlichen Warte wird Vulnerabilität eher selten verwendet und wenn doch, dann wird davon ausgegangen, dass „Vulnerabilität und Resilienz<sup>10</sup> nicht per se existieren, sondern das Ergebnis sozialer Prozesse und sozialer Konstruktionen der Wirklichkeit sind, die wiederum mit Machtverteilungen und dem Zugriff von Individuen und Gruppen auf ungleich verteilte Ressourcen in Zusammenhang stehen“ (Bohle & Glade, zit. in Bürkner, 2010, S. 6).

Die Verbindung von Armut und Vulnerabilität wird vor allem im analytischen Kontext von Entwicklungsländern hergestellt, wobei die Vulnerabilität von Individuen und Gruppen auf „strukturell bedingte Benachteiligungen und die mangelnde politische Partizipation der betroffenen Gruppen“ zurückgeführt wird (Bürkner, 2010, S. 12ff.). In einem soziologischen Kontext ist der Begriff der Vulnerabilität vor allem in der sozialen Ungleichheitsforschung und der politischen Soziologie verortet, bei denen Bürkner einen Raumbezug konstatiert (vgl. Bürkner, 2010, S. 19). Bürkner verweist darauf, dass gerade die Frage nach dem Umgang und der Thematisierung der Politik und Stadtplanung mit den Konzepten Vulnerabilität und Resilienz eine wichtige wäre, die bis anhin wenig erforscht sei und damit eine Forschungslücke darstelle (ebd., S. 38).

Vorrink (2015) setzt sich mit einem Bewusstsein für die Gefahren einer essentialistischen Individualisierung von Armut für die Einführung des Konzepts der Vulnerabilität auch in der Sozialen Arbeit ein<sup>11</sup>. Sie bezieht sich in ihrer Argumentation auf postkoloniale Studien, die gewissen Risiken ausgesetzte Individuen auch von „alltäglichen und institutionellen Diskriminierungs-, Stigmatisierungserfahrungen und Othering-Prozessen“ betroffen sehen (Vorrink, 2015, S. 139). In Anlehnung an eben diese postkolonialen Perspektiven spricht sich Vorrink jedoch explizit gegen eine Perspektive der Viktimisierung aus. Viel eher sollen Widerstandsmöglichkeiten analytisch in den Blick genommen werden (ebd.). Sie zitiert dabei Castro Varela und Dhawan (2004, S. 220), die ihren Fokus auf zwei analytische Ebenen richten: „auf die Kontextualisierung von subjektkonstitutiven Risiken der Verletzung –, Risiken, die ein Subjekt auf unterschiedliche Weise verletzlich machen’ – und zum anderen auf die Ebene der Ressourcen

<sup>9</sup> Das Konzept der Vulnerabilität ist sozialwissenschaftlich nicht unumstritten, so wird neben der mangelnden Falsifizierbarkeit und Vorhersagbarkeit von Vulnerabilität auch ein häufig nur ungenau bestimmter Untersuchungsgegenstand in der Vulnerabilitätsforschung bemängelt (Bürkner, 2010, S. 32).

<sup>10</sup> Resilienz wird als positives Gegenkonzept zu Vulnerabilität – nämlich Widerstandsfähigkeit – verstanden.

<sup>11</sup> Der Fokus ihres Artikels liegt auf Fragen der Vulnerabilität in der Sozialhilfe (Vorrink, 2015).

– ‚die das Subjekt mobilisieren kann oder eben nicht, um sich vor den Risiken zu schützen‘“ (Vorrink, 2015, S. 140). Chambers (zit. in Bohle & Glade, 2007, S. 101ff.) bezeichnet Vulnerabilität als ein Spannungsfeld zwischen äusserer Bedrohung und internen Bewältigungsmechanismen: „Vulnerability has thus two sides: an external side of risks, shocks and stress to which an individual or household is subject; and an internal side which is defencelessness, meaning a lack of means to cope without damaging loss.“ Vogel betont dabei Chambers Hinweis, dass Vulnerabilität jedoch keineswegs mit Armut (poverty) zu verwechseln sei (Vogel, 2004, S. 43). In der Verwendungsweise von Vulnerabilität nach dem Soziologen Robert Castel steckt der Begriff auch „eine Zone sozialer Wahrscheinlichkeiten ab, in der es um Abstiegs- und Deklassierungsdrohungen, um Aufstiegs- und Stabilitätshoffnungen, aber eben nicht um Exklusionsgewissheiten geht“ (ebd., S. 44).

Weiter wird Vulnerabilität im Zusammenhang mit Armut vor einem pädagogischen, sozialpädagogischen und sozialpsychologischen Hintergrund vor allem gemeinsam diskutiert, wenn es um Fragen der Resilienzforschung geht, um Erklärungen dafür, warum Biographien trotz widriger Lebensumstände einen positiven Verlauf nehmen können (vgl. Gabriel, 2005, S. 213). Fragestellungen zu Resilienz wird jedoch auch in der Neuropsychologie oder der Medizinethnologie nachgegangen (Promberger et al., 2015, S. 268). Resilienz bildet einen Gegenbegriff zu Vulnerabilität, der eine Fokussierung auf Ressourcen statt auf Defizite in Anlehnung an die Salutogenese beinhaltet (Promberger et al., 2015, S. 271ff.).

#### 4.4 Verbindung zu Bourdieus Überlegungen zu Kapital

In den aufgezeigten Aspekten eines sozialwissenschaftlich verwendeten Vulnerabilitätsbegriffs ist die Verletzbarkeit von Subjekten oder Gruppen eng an die Verfügbarkeit von und den Zugang zu Ressourcen gekoppelt, die in bestimmten Situationen mobilisiert werden können. In verschiedenen Studien (vgl. Bürkner, 2010, S. 14), die sich mit Fragen der Vulnerabilität und Resilienz von Armutsbetroffenen in Entwicklungsländern befassen, werden Konzepte aus Bourdieus Theorie der Praxis zur Analyse eingeführt, so beispielsweise der Feldbegriff oder das soziale Kapital.

Grundsätzlich ist Vorsicht geboten, wenn von klaren Definitionen in Bourdieus Werk ausgegangen wird, da Konzepte und Begrifflichkeiten an unterschiedlichen Stellen immer wieder anders gefasst werden<sup>12</sup>. Im inhaltsanalytischen Teil der Masterarbeit werden – mit einem Bewusstsein für diesen Umstand – vor allem die verschiedenen Kapitalsorten zur Analyse herbeigezogen: Bourdieu erweiterte die Vorstellung von ökonomischem Kapital um kulturelles und soziales Kapital, da ökonomisches Kapital alleine noch keine Machtposition garantiere (Treibel, 2006, S. 229). Während das kulturelle Kapital als Bildungs- oder Informationskapital (vgl. Rehbein, 2006, S. 113) verstanden wird, steht das soziale oder symbolische Kapital für die „Reproduktion bestehender Beziehungen“ (Bourdieu, 1979, S. 335). Überdies bezieht sich das symbolische Kapital auch auf „Kreditwürdigkeit im weitesten – eben nicht nur im materiellen – Sinne (vgl. Bourdieu, 1983b: 191), die einem oder einer deshalb ‚zusteht‘, weil man zu einer bestimmten Gruppe gehört“ (Treibel, 2006, S. 231).

Die Konzepte der Kapitalien nach Bourdieu und der Resilienz weisen gewisse Ähnlichkeiten auf: „Eine soziologische Betrachtungsweise von Resilienz fokussiert [...] auf soziales Handeln, soziale Praktiken und Wissen, kollektive Deutungs-, Handlungs- und Orientierungsmuster sowie auf Ressourcen, seien sie sozialer, kultureller, wirtschaftlicher oder institutioneller Art, die mobilisiert werden können, um das Wohlbefinden zu sichern oder wiederherzustellen“ (Promberger et al., 2015, S. 271). Entsprechend erscheint für die Masterarbeit eine Verbindung der beiden Konzepte sinnvoll.

<sup>12</sup> Dies trifft gerade beim Habitus-Begriff zu (vgl. Treibel, 2006, S. 226).

#### 4.5 Der „mobility-turn“ in den Sozialwissenschaften

Nach dem „linguistic“, dem „cultural“ und dem „spatial turn“ spricht man seit rund einer Dekade in den Sozialwissenschaften vom sogenannten „mobility turn“, der die Bedeutung von Bewegung und Mobilität in unseren sozialen Welten betont (Dufty-Jones, 2012, S. 207). Während Mobilität oftmals als ein Privileg interpretiert wird<sup>13</sup>, fokussiert Wiesel (2014, S. 319) bezüglich Wohnen auf „mobilities of disadvantage“: hektische Pfade in informelle, private Mietverhältnisse, Obdachlosigkeit, den Verlust von Wohneigentum<sup>14</sup> und kurz- oder langfristiges Wohnen in Sozialbauten. Diese „mobilities of disadvantage“ sind oft mit Stigma, Zwang, Verlust und Kosten verbunden, während die „mobilities of privilege“ eher einem Pfad der Verbesserung und des Aufstiegs folgen (Wiesel, 2014, S. 320). Nach Wiesel (ebd., S. 328ff.) sind „mobilities of disadvantage“ oft eng an Lebensereignisse („life events“) oder Schlüsselmomente („turning points“) gekoppelt. Es zeigt sich, dass gerade bezüglich Niederlassung und Mobilität der Kontext entscheidend dafür ist, ob von privilegierender oder benachteiligender Mobilität ausgegangen werden soll (ebd., S. 321). Der Prozess der Gentrifizierung kann als Paradebeispiel dieser Kontextgebundenheit von Mobilität verstanden werden, wobei freiwillig Umziehende in einer Wohngegend steigende Mieten verursachen, welche bereits dort Wohnende zur Mobilität in kostengünstigere Wohngebiete drängen (vgl. Atkinson et al., 2011). Dufty-Jones (2012, S. 213) betont, dass in Fragen von Mobilität die politische Dimension nicht ausser Acht gelassen werden soll: „Housing should be seen as part of the story about the unequal power relations that distribute ‚motility‘ (the capacity or potential for mobility).“ Mobilität soll dabei als Recht und Ressource verstanden werden, gleichzeitig soll jedoch die freie Performativität von Mobilität hinterfragt werden, da diese konstruierter und limitierter ist, als sie auf den ersten Blick erscheinen mag (ebd., S. 220).

#### 4.6 Zusammenfassung

Zusammengefasst lässt sich festhalten, dass die Thematik des Wohnens generell eine hohe Bedeutung im menschlichen Leben hat; Sie weist aber im Zusammenhang mit einer Prekarisierungstendenz und der unterschiedlichen Vulnerabilität bzw. Resilienz bei Individuen und Gruppen spezifische Züge auf. In diesem Kapitel wurde aufgezeigt, dass Vulnerabilität und Armut bislang häufig im Zusammenhang mit Entwicklungszusammenarbeit oder Naturkatastrophen diskutiert wurden. Ergänzend fokussieren Studien der Sozialpsychologie und Pädagogik im Zusammenhang mit Vulnerabilität eher auf das Gegenkonzept der Resilienz und auf Bewältigungsmuster in schwierigen Situationen. Statt von Risikogruppen soll in dieser Masterarbeit von vulnerablen Gruppen, ihren Bewältigungsmustern und ihrer Verletzbarkeit ausgegangen werden, wobei weiter ein Fokus auf deren Kapitalsorten (und folglich etwaig mobilisierbaren Ressourcen und Handlungsfähigkeit) gelegt werden soll. Dies ebnet in einem weiteren Schritt im Ausblick Gedanken zu Prävention und Empowerment den Weg. Der Aspekt der „mobilities of disadvantage“ ist analytisch nicht nur wichtig für die Interpretation der Wohnbiographien der in der Masterarbeit portraitierten Familien, sondern auch für das Verständnis grösserer sozialpolitischer Zusammenhänge von Wohnen und Mobilität.

Die angeführten theoretischen Überlegungen zeigen die grössere Verortung der Masterarbeit auf. Die Konzepte der Prekarisierung, Lebensbewältigung, Vulnerabilität und Mobilität sollen auf den Kontext von

<sup>13</sup> Im empirischen Teil wird sich zeigen, dass es neben der aufgezwungenen Mobilität durch befristete oder gekündigte Mietverhältnisse auch die blockierte Mobilität gibt, wenn unfreiwillig in prekären Wohnverhältnissen ausgeharrt werden muss, da sich trotz Suche keine adäquate Bleibe finden lässt.

<sup>14</sup> Wiesels empirische Daten beziehen sich auf Australien, wo das Besitzen von Wohneigentum weit verbreiteter ist als in der Schweiz. Hier wohnt ein grösserer Teil der Bevölkerung in Mietobjekten. Abgesehen davon lassen sich Aspekte von „mobilities of privilege“ oder „mobilities of disadvantage“ jedoch gut auf den Schweizer oder Zürcher Kontext anwenden.

Working Poor-Familien in Zürich und ihre Wohnbiographien bezogen werden und dabei auch Akteure der Sozialen Arbeit und anverwandte Institutionen beleuchten, die in diesen Wohnbiographien auftauchen.

Denn wer „über wenig materielles, soziales und kulturelles Kapital verfügt, hat [...] nur wenige Wahlmöglichkeiten, [...] die meisten Segmente des Wohnungsmarktes bleiben ihm verschlossen. Materielle Barrieren und sozial-kulturelle Diskriminierungen führen zu einer sozialen Sortierung der Bevölkerung. Am stärksten segregiert wohnen in der Regel die Reichsten und die Ärmsten (vgl. Friedrichs 1995) – allerdings aus sehr unterschiedlichen Gründen: Die Reichen wohnen, wo sie wollen, die Armen wohnen, wo sie müssen“ (Häussermann, 2012, S. 384).

## 5 Methoden und Reflexion

„You must never look away from this. You must always remember that the sociology, the history, the economics, the graphs, the charts, the regressions all land, with great violence, upon the body.“

Ta-Nehisi Coates<sup>15</sup>

### 5.1 Methoden

Um den Wohnbiographien der Working Poor-Familien nachzugehen, wählte ich einen qualitativen Ansatz, wobei ich neun Interviews mit Familien beziehungsweise Familienmitgliedern führte. Diesem Ansatz liegt neben der bereits erwähnten fehlenden qualitativen Behandlung des Themas der bewusste Entscheid für die Vorteile der qualitativen sozialwissenschaftlichen Empirie als Ergänzung zu quantitativen Perspektiven zugrunde: So bietet „die qualitative Sozialforschung den Zugang zur Realität über *subjektive Deutungen*, also die ‚andere‘ komplexe Seite des doppelten Fokus: subjektives Erleben, Sinnggebung und reaktives Verhalten von Menschen in bestimmten Lebensumfeldern und Systemen“ (Mayring & Gahleitner, 2010, S. 300, eigene Hervorhebung).

#### 5.1.1 Auswahl der Working Poor-Familien

Gemäss der eingangs aufgeworfenen Definition von Working Poor als an der Armutsgrenze lebenden, aber nicht von der Sozialhilfe abhängigen Personen, wurde mit Familien gesprochen, die sich ohne institutionelle Anbindung (an die Sozialen Dienste oder die Invalidenversicherung IV) um Lösungen ihrer prekären Wohnverhältnisse kümmern müssen. Die meisten Familien waren jedoch in der Vergangenheit in der einen oder anderen Weise von der Sozialhilfe unterstützt worden, eine alleinerziehende Mutter bezieht zur Ergänzung ihres Salärs aus zwei Jobs aktuell Sozialhilfe. Für die empirische Basis der Masterarbeit wurden insgesamt neun Familien in qualitativen Gesprächen interviewt, die sich bei der Caritas Zürich<sup>16</sup> nach Unterstützung bei der Wohnungssuche erkundigten. Da das Angebot der Caritas Zürich freiwillig genutzt wird, kann davon ausgegangen werden, dass die aufsuchenden Familien ein Bewusstsein für ihre prekären Wohnverhältnisse haben. Es wurde entsprechend angenommen, dass dies den Zugang zu ihren Wohnbiographien vereinfachen würde. Die Familien treten gleichzeitig als „Fall“, aber auch als Expertinnen und Experten in Erscheinung, da sie als Betroffene ihr Wissen über Wohnen mit beschränktem Budget teilen. Da ich als Autorin der Masterarbeit im besagten Caritas-Angebot arbeite, konnte ich eine bewusste Auswahl der Fälle treffen, es kann also von einer primären Selektion<sup>17</sup> gesprochen werden (vgl. Merckens, 2000, S. 288ff.). Bei den sozialhilfeunabhängigen Working Poor-Familien kann ansonsten auch von einer „Hard to reach-Klientel“ ausgegangen werden, also „Menschen, die eine professionelle Unterstützung dringend benötigen, diese aber aus unterschiedlichen Gründen nicht in Anspruch nehmen oder nehmen können und multiple Problemlagen aufweisen“ (Miethe & Gahleitner, 2010, S. 578). Menschen, die freiwillige Angebote wie dasjenige der Caritas Zürich trotz ihres Unterstützungsbedarfs nicht in Anspruch nehmen, weil sie es nicht kennen oder aus anderen Gründen nicht in der Lage sind, es aufzusuchen, könnte man als besonders vulnerabel bezeichnen. Ihre Aussagen und Erfahrungen wären sicherlich ebenso aufschlussreich, jedoch ist ein Zugang zu ihnen enorm schwierig herzustellen.

Während bei quantitativen Untersuchungen die Stichprobenziehung ein methodisches Problem ist, definiert sich diese bei qualitativen Studien als inhaltlich-interpretatives Problem, wenn die Definition der Grundgesamtheit für den Fall festgelegt werden muss. Diese lässt sich oftmals erst im Anschluss an die

<sup>15</sup> Coates, 2015, S. 10.

<sup>16</sup> Die Caritas Zürich ist Arbeitgeberin der Autorin.

<sup>17</sup> Die primäre Selektion steht der sekundären Selektion gegenübergestellt, die „Fälle“ per Anzeige oder andere Arten von Aufrufen sucht (Merckens, 2000, S. 288ff.).

Untersuchung definieren, da es nicht darum geht, „die Verteilung von Merkmalen in Grundgesamtheiten zu erfassen, sondern darum, die Typik des untersuchten Gegenstandes zu bestimmen und dadurch die Übertragbarkeit auf andere, ähnliche Gegenstände zu gewährleisten“ (Hartley, zit. in Merkens, 2000, S. 291). Eine theoretische Sättigung ist dann erreicht, wenn bei neuen Interviewpartnern keine neuen Informationen mehr gewonnen würden (Merkens, 2000, S. 294). Die Reihe von vermeintlichen Einzelfällen nehmen das Typische einer Lebenslage, in diesem Fall von Working Poor-Familien auf Wohnungssuche, in den Fokus (ebd.). Dabei wird dem Vorwissen, das den Fall rekonstruiert, Rechnung getragen (Merkens, 2000, S. 295)<sup>18</sup>. Hierfür modifiziert Flick (1996, S. 161) die Überlegungen der Grounded Theory: „Es wird die Annahme zugrunde gelegt, dass in unterschiedlichen sozialen Welten bzw. sozialen Gruppen differierende Sichtweisen anzutreffen sind. [...] Das Sampling ist an den Gruppen orientiert, deren Perspektiven auf den Gegenstand für seine Analyse besonders aufschlussreich erscheinen und die damit vorab festgelegt und nicht – wie bei Strauss – aus dem Stand der Interpretation abgeleitet werden“ (Flick, 1996, S. 161). Es sind dies im Fall der Masterarbeit Working Poor-Familien, die sich an ein Beratungsangebot zum Wohnen wenden und sich damit durch eine aktive Auseinandersetzung mit ihrer Wohnlage auszeichnen.

Wichtig ist im Sinne der Intersubjektivität Kriterien, die Auswahlentscheidungen leiteten, ersichtlich darzustellen (Merkens, 2000, S. 286). Den neun interviewten Familien ist gemeinsam, dass ihr Einkommen trotz ihrer Erwerbstätigkeit am Existenzminimum liegt<sup>19</sup> und sie ein oder mehrere Kinder haben. Bei den Working Poor-Familien handelt es sich nicht um „Fälle“, die man „einzig individuell oder sozialfürsorgerechtlich lösen kann: Ihre Einheitlichkeit liegt in der Position der einzelnen Lebensgeschichten im Verhältnis zum gegenwärtigen Formwandel der Arbeit [und des Wohnungsmarktes, Anmerkung der Autorin]“ (Kutzner & Pelizzari, 2004, S. 99). Als sie für ein Interview ausgewählt wurden, lebten sie bis auf eine Ausnahme in der Stadt Zürich und waren aktuell oder bis vor kurzem auf der Suche nach einer neuen Wohnung, weil ihre Wohnverhältnisse prekär waren: Gerade die Problematik von zu kleinen oder zeitlich befristeten Wohnungen trifft bei allen Familien zu. Bei der Selektion wurde darauf geachtet, dass sowohl Ein- wie auch Zweielternfamilien beteiligt sind, wie auch solche mit unterschiedlichem Aufenthaltsstatus in der Schweiz: So sind einige der Interviewten eingebürgert, andere haben Status F, B oder C; Sie alle haben verschiedene Herkunftsländer und sind aus unterschiedlichen Gründen in die Schweiz migriert. Allen Familien ist gemeinsam, dass sie über einen Migrationshintergrund verfügen. Dies war aufgrund der Fragestellung nicht vorgegeben, kann jedoch darauf hindeuten, dass die Wohnungssuche besonders für Familien mit Migrationshintergrund schwierig ist (Gründe dafür können eingeschränkte Sprach- und Wohnungsmarktkennntnisse, weniger soziale Netzwerke, aber auch diskriminierende Vorurteile auf dem Wohnungsmarkt sein), und dass sich Menschen mit Migrationshintergrund häufiger in prekären Arbeitsverhältnissen wiederfinden, die ein Leben am Existenzminimum zur Folge haben. Die bereits erwähnte Studie der SKOS und der FHNW hebt ebenfalls hervor, dass deutlich mehr Ausländerinnen und Ausländer im Wohnen unterversorgt sind als Schweizer Haushalte (vgl. Kapitel 3.1). Vor dem Hintergrund von Böhnischs Analysen ging es ausserdem bei der Auswahl darum, zu berücksichtigen, dass es Familien aus allen Wohnlebenslagen gab (freigesetzte, die kurz vor der Obdachlosigkeit standen, prekäre mit viel zu kleinen, teuren Wohnungen, aber auch „gesettelte“, denen vor kurzem der Sprung in ein besseres Wohnverhältnis geglückt ist). Ursprünglich sollten Familien aus den städtischen Familienherbergen miteinbezogen werden als Repräsentantinnen des freigesetzten Zustands. Die Familienherbergen bieten obdachlosen Familien in der Stadt Zürich eine befristete Notlösung in Form eines Familienzim-

<sup>18</sup> Dies ist der Methode des „theoretical samplings“ der Grounded Theory Method gegenübergestellt, wo Vorstellungen vom Fall am Anfang noch vage sind und sich erst im Verlauf der Untersuchung herauskristallisieren (Merkens, 2000, S. 297).

<sup>19</sup> Einige der Familien liegen mit ihren Finanzen seit längerem unter dem Existenzminimum, andere schwanken zwischen dem Darunter- und Darüberliegen. Damit gehören sie teilweise zu den anspruchsberechtigten Nichtbezüglerinnen und -bezügern von Sozialhilfe.



mers in einer Kollektivunterkunft. Da dies jedoch von Seiten der Sozialen Einrichtungen und Betriebe – der Betreiberin der Familienherberge – aus Persönlichkeitsschutzgründen nicht möglich war, wurden stattdessen Familien miteinbezogen, die im Laufe ihrer Wohnbiographie in Familienherbergen, Notwohnungen u.Ä. untergekommen waren.

Weiter sollten die Teilnehmenden – d.h. die Familienvertretenden<sup>20</sup> – eine gewisse Fähigkeit zu reflektieren haben, sich artikulieren zu können, und über die Zeit verfügen, interviewt zu werden und bereit zu sein, teilzunehmen (nach Morse 1994, zit. in Merkens, 2000, S. 294). Die Interviews fanden dabei in verschiedenen Konstellationen statt: Bei einigen Familien sprach eine Person für die Familie, wobei oftmals deren persönliche Wohnbiographie grossen Raum einnahm. Bei anderen Gesprächen waren mehrere Personen – Erwachsene und Kinder – anwesend und prägten die Familienerzählung mit.

### 5.1.2 Episodisches Interview

Ursprünglich war der biographische Interviewtyp für die Gespräche vorgesehen. Nach längerer methodologischer Überlegung wurde davon abgerückt und stattdessen das episodische Interview als Erhebungsmittel bevorzugt. Im episodischen Interview wird neben episodischem Wissen auch semantisches Wissen der Gesprächspartnerinnen und -partner berücksichtigt: Semantisches Wissen bezieht subjektive Definitionen und Wissen zu Wohnen mit ein, das in einem biographisch narrativen Interview keinen Platz hätte. Ein weiterer Grund, der gegen das biographische Interview sprach, liegt in der Gefahr, mit einem biographischen Ansatz eine Problemlage – die der Verknüpfung prekärer Arbeit und prekären Wohnens – zu individualisieren. Für das episodische Interview sind hingegen Untersuchungen geeignet, „die auf Wissen, Erfahrungen und Veränderungen aus der Sicht der Befragten abzielen, ohne jedoch einen eindeutigen und ausschliesslichen Fokus auf biographische Prozesse zu legen“ (Flick, 2011, S. 278). Das episodische Interview verknüpft Aspekte zu „Situationen oder Ereignissen mit anschliessenden Fragen zu allgemeineren Zusammenhängen (Flick, zit. in Beer, 2007, S. 338).

Das episodische Interview unterstützt mit seiner Verortung semantischen Wissens eine Typenbildung, da dieses auch Ableitungen zu den Bewältigungs- und Empowerment-Mustern der Befragten in kritischen Lebenssituationen und -konstellationen zulässt (vgl. Böhnisch, 2016). Es bietet sich an für die Beschäftigung mit subjektivem Wissen und persönlichen Erfahrungen, z.B. um die Sicht der Befragten zu ihrer Situation und ihren Erfahrungen mit Unterstützungsangeboten im Wohnbereich ins Zentrum zu rücken (Flick, 2011, S. 273). Das episodische Interview wird dafür offen und erzählgenerierend geführt und beinhaltet Aufforderungen zum Erzählen erlebter Episoden entlang eines Leitfadens zu den interessierenden Themenfeldern. „Während semantisches Wissen um Begriffe und ihre Beziehungen untereinander herum aufgebaut ist, besteht episodisches Wissen aus Erinnerungen an Situationen. Ersteres ist am besten über Fragen und Antworten zu erheben, letzteres eher über Erzählanstösse und Erzählungen“ (ebd.).

Nichtsdestotrotz sollten die *Wohnbiographien* der Familien entlang biographischer *Episoden* erkundet werden: „A biographical approach gives space to a fuller examination of the complex ways in which people negotiate the opportunities and constraints shaping their access to housing, employment and welfare, and allows for a consideration of the ways in which such negotiations are themselves shaped by a person’s individual circumstances, characteristics, vulnerabilities and experiences“ (May, 2000, S. 633). Diese Wechselwirkung von Gesellschaft und Biographie ermöglicht eine ethnographische Beschreibung von Lebenswelten und -wirklichkeiten und ist auch im Feld der Sozialen Arbeit bedeutend: „Die Biografieforschung innerhalb der Sozialen Arbeit versucht die Auswirkungen gesellschaftlicher

<sup>20</sup> Welches Familienmitglied als Vertretung der Familie gilt, beinhaltet auch Elemente von Machtstrukturen, die allenfalls auch gesellschaftliche Tendenzen repräsentieren. Entsprechend ist klar, dass die einzelnen Familienmitglieder unterschiedliche Perspektiven auf ihre familiäre Wohnbiographie haben.

Veränderungen und Problemlagen durch die Untersuchung von Biografien zu analysieren und die subjektiven Wahrnehmungs- und Deutungsmuster der Betroffenen zu rekonstruieren“ (Hauptert, Schilling & Maurer, 2010, S. 8). Dabei muss – nicht nur in der Forschung, sondern auch in der angewandten Biographiewerkarbeit der Sozialen Arbeit – Vorsicht gelten, so dass Menschen nicht auf ihre Lebensgeschichte reduziert werden. In Einklang mit Böhnischs Überlegungen zu Empowerment soll vielmehr eruiert werden, wie die Biographie als Potenzial genutzt werden kann (Hauptert, Schilling & Maurer, 2010, S. 8).

Die soziologische Biographieforschung nach Bourdieu untersucht Individuen mit Einbezug ihres Kontexts: Sie interessiert sich dafür, „wie Individuen angesichts eines forcierten und immer schwerer überschaubaren sozialen Wandels historische und institutionelle Umbrüche verarbeiten“ (Mäder, 2010, S. 66). Das einzigartig Biographische erweist sich dabei keineswegs als beliebig subjektiv, sondern zeigt dominante Strukturen, Werte und Einstellungen sowie institutionelles, familiäres und individuelles Verhalten auf (Hauptert, Schilling & Maurer, 2010, S. 10). Die strukturelle Benachteiligung einer Gruppe lässt sich entsprechend aus Gemeinsamkeiten in den einzelnen Biographien ablesen: „Whilst by its nature a biographical approach focuses upon the always unique experiences of the individual, it is this shared position of multiple structural disadvantage that may differentiate the peculiar and unique nature of the social exclusion of a significant proportion of the single homeless population and that sets these men’s experiences apart from the experiences of both the housed population in general and other poor or unemployed people (Jones, 1997; Pleace, 1998 zit. in May, 2000, S. 635). Hollenstein (2010, 165ff.) führt hierzu Hansens (2004) Begriff der „Dualität von Biographie“ ein: Das Biographische eröffnet eine Perspektive auf das Zusammenspiel von Subjekt- und Strukturbezug. Gleichzeitig dürfen die „konstruktiven Aneignungsleistungen des Subjektes auf der Suche nach einem Umgang mit der Welt“ (ebd.) nicht aussen vor gelassen werden.

Wie bereits in den Ausführungen zum Stand der Forschung aufgezeigt, gibt es wenig Literatur, die sich qualitativ mit den Erfahrungen und Interpretationen von finanziell Schwachen auf dem Wohnungsmarkt auseinandersetzt. In der Masterarbeit sollen deswegen qualitative Methoden angewendet werden, die sich inhaltsanalytisch mit Interviews zu den Wohnbiographien von Working Poor-Familien auseinandersetzen. Marotzki beschreibt diesen Zusammenhang als „individuelle Formen der Verarbeitung gesellschaftlicher und milieuspezifischer Erfahrung“ (2000, S. 176).

### 5.1.3 Erstellung Interviewleitfaden für Wohnbiographien

Für die teilstandardisierten Interviews wurde ein Leitfaden entlang der interessierenden Themenfelder erstellt, aufgrund dessen die Wohnbiographien der Befragten und dazugehörige Interpretationen und Diskurse nachgezeichnet werden können. Erstens wurde nach den Wohnerfahrungen gefragt, nach positiven und negativen Episoden und allfälliger Unterstützung von Institutionen. Zweitens wurde die Bedeutung von „Wohnen“ erfragt und wie die Befragten ihre aktuelle und zukünftigen Wohnsituation sehen. Als Letztes ging es darum, wie die Idealvorstellung von Wohnen für die Familien aussieht. Entscheidende Aspekte der Konstitution von Biographien sind Prozesse der Bedeutungs- und Sinnherstellung und Prozesse der Erzeugung von Selbst- und Weltbildern (Marotzki, 2000, S. 176). Diese Aspekte stehen in direktem Zusammenhang mit den weiter oben vorgestellten Forschungsfragen, die nach den Interpretationen, Wahrnehmungen und Facetten von Schuld und Stigmatisierung fragen, die über Akte der Bedeutungszuschreibung stattfinden (Marotzki, 2000, S. 179). Dabei sind die Erinnerungen, die jemand aktiviert, jene, die ihr bzw. ihm „bedeutungsvoll in einem Gesamtzusammenhang erscheinen, durch die [sie ihr bzw.] er sein Leben strukturiert. Nur wo solche vom Subjekt gestifteten Sinnzusammenhänge vorhanden sind, ist auch Entwicklung möglich“ (Marotzki, 2000, S. 179). Entwicklung kann im Rahmen dieser Forschung mit dem Thema der Resilienz und Prävention in Verbindung gebracht werden.

In die Erstellung des Leitfadens flossen überdies strukturelle Überlegungen mit ein, beispielsweise aufgrund der Doppelrolle der Interviewerin als Masterstudentin und Caritasmitarbeiterin und aufgrund der Fremdsprachigkeit der Befragten. Dem wurde mit einfachen Erzählaufforderungen versucht, Rechnung zu tragen. Eines der Interviews wurde auf Englisch geführt, da die Familie dies explizit gewünscht hat. Entsprechend wurden der Leitfaden und die Erzählaufforderungen auf Englisch übersetzt. Beer (2007, S. 334) weist darauf hin, dass in interkulturellen Situationen die Ansprüche an den Befragenden und an die Vor- und Nachbereitung von Interviews noch grösser sind. Allfällige „Missverständnisse, inhaltliche Verschiebungen und/oder Beeinflussungen“ müssen sorgfältig analysiert werden. Die oder der Interviewende muss berücksichtigen, dass nicht nur Sprache und kulturelle Konzepte, sondern auch Vorstellungen darüber, wie kommuniziert wird, auf den Gesprächsstil Einfluss haben (ebd., S. 335). Somit war es bei einigen Befragten deutlich einfacher, eine offene Erzählaufforderung zu stellen, die eine ausführliche Schilderung zur Folge hatte, während es bei Anderen deutlich schwieriger war, über Antworten von einem Satz hinauszukommen.

#### 5.1.4 Durchführung der Interviews

Für die Durchführung der Interviews war es wichtig, die Gesprächspartnerinnen und -partner vorher gut über das Forschungsvorhaben zu orientieren. Entsprechend fand diese Orientierung einerseits bereits bei der Interviewanfrage statt, andererseits ging den jeweiligen Interviews eine Zusammenfassung der Idee der Masterarbeit und des Gesprächs voraus, die nicht in den Transkripten niedergeschrieben ist: Um was geht es und in welcher ihrer Rollen wird die Person angesprochen? Das Interview selbst sollte geprägt sein von einem guten Klima – wobei auch die Wahl des Ortes, an dem das Gespräch stattfindet, wichtig ist –, das sowohl dem Gegenüber genug Raum lässt wie auch den Entwicklungsmöglichkeiten des Gesprächs. Einige der Familien wollten das Interview bei ihnen zu Hause durchführen, entweder, um die neue, bessere Wohnung zeigen zu können, oder um die prekären Wohnverhältnisse zu illustrieren<sup>21</sup>. Andere Familien zogen es vor, das Gespräch an einem neutralen Ort durchzuführen.

#### 5.1.5 Transkription<sup>22</sup>

An dieser Stelle gilt es hauptsächlich zu vermerken, dass die Auswahl, was transkribiert wird – also welche Merkmale des Gesprächsverhaltens, die auch analysiert werden – bereits im Vorfeld getroffen werden sollte (Kowal & O'Connell, 2000, S. 444). Die Art der Datenanalyse gibt die Transkriptionsart vor: Während eine hermeneutische Analyse nach einer detailgetreuen Transkription verlangen würde, braucht es bei einer qualitativen Inhaltsanalyse eine sinngemässe Transkription, die vervollständigen, Redundanzen tilgen und grammatikalisch korrigieren darf (Schallberger & Schwendener, 2013, S. 42). Entsprechend wurden die Transkripte auch aus Gründen der Lesbarkeit grammatikalisch leicht korrigiert.

#### 5.1.6 Inhaltsanalyse und Schlüsse in Verbindung zu theoretischen Überlegungen<sup>23</sup>

Mayring weist darauf hin, dass die Soziale Arbeit, welche nicht nur, aber stark auf das Subjekt fokussiert, „auf die Entdeckung von latenten Sinnstrukturen angewiesen ist und dafür neben quantitativen auch offenere Forschungsstrategien benötigt. Dies erfordert eine Entwicklung darauf bezogener Erhebungs- und Auswertungstechniken, die systematisch intersubjektiv überprüfbar sind, gleichzeitig aber der

<sup>21</sup> Auch dass bei Gesprächen zu Hause nicht extra eine Kinderbetreuung organisiert werden musste, spielte in einigen Fällen sicherlich eine Rolle.

<sup>22</sup> Die Interviewtranskripte sind in einem separaten Anhang zur Masterarbeit zu finden.

<sup>23</sup> Die folgenden Überlegungen lehnen sich auch an das Skript des FOM-Moduls im Masterstudiengang Soziale Arbeit an (Schallberger & Schwendener, 2013).

Komplexität, der Bedeutungsfülle, der ‚Interpretationsbedürftigkeit‘ sprachlichen Materials angemessen sind‘ (Mayring 2007, S. 8 zit. in Mayring & Gahleitner, 2010, S. 300). Nach der Transkription führte ich eine materialorientierte Bildung von Auswertungskategorien in Anlehnung an die qualitative Inhaltsanalyse nach Mayring durch. Diese wird als eine regelgeleitete und intersubjektiv nachvollziehbare Analyse angewendet. Entlang der Gesamtsichtung des Materials wurden induktiv Kategorien (analog zu den in anderen Analysearten „Codes“ genannten) entwickelt, die Textpassagen zugeordnet wurden, wobei einer Textpassage auch mehrere Kategorien zugeordnet werden konnte. Die Kategorisierung bezieht sich entweder auf die inhaltlich-manifeste oder die latente Sinnebene und kann damit verschiedene Ebenen der Fragestellung betreffen. Aus den Kategorien entwickelte ich in einem Kategoriensystem hierarchisch Ober- und Unterkategorien (vgl. Codes). Ein Kodierleitfaden legte für die einzelnen Kategorien die Definition, Ankerbeispiele und die Kodierregeln in Abgrenzung zu anderen Kategorien fest (vgl. Mayring & Fenzl, 2014, S. 548). Nach quantifizierenden Materialübersichten konnten dann vertiefende Interpretationen vorgenommen werden (vgl. Schmidt, 2000) und Fragen zu Zusammenhängen zwischen den Kategorien gestellt werden (vgl. axiales Kodieren). Dabei wurden die Kategorien teilweise auch nochmals abgeändert, gestrichen oder ergänzt. Die Analyse mündete in abschliessendem Sortieren (vgl. selektives Kodieren), wobei eine pointierte Kurzerzählung (nach Corbin / Strauss eine „story line“) um ein Konzept gefasst wurde. Als Element der Grounded Theory-Methodologie wurde das theoretische Memoschreiben berücksichtigt: Dieses gründet auf Codenotizen und auf übergreifenden Zusammenhängen, die laufend erkannt und notiert werden. Diese Methode fördert die Distanzierung von den Daten und trägt dazu bei, über eine rein deskriptive Arbeit hinauszugelangen (Böhm, 2000, S. 477).

In Anlehnung an Bourdieu und Wacquant weisen Gautschi und Rügger (2010, S. 248) darauf hin, dass gerade bei biographischen Forschungen die Felder, in denen sich die erzählenden Personen bewegen, miteinzubeziehen sind, da damit unsichtbare Machtverhältnisse berücksichtigt und dargestellt werden können. Umgekehrt darf dieses Kontextwissen nicht zu „einer Blindheit und Dominanz gegenüber anderen Lesarten von Sequenzen einer biografischen Erzählung führen. [...] Es geht also keineswegs um eine Subsumtion unter ein theoretisches, von aussen herangetragenem Kategoriensystem, sondern vielmehr um eine Ermöglichung möglichst vieler Lesarten von Sequenzen einer biografischen Erzählung“ (Gautschi & Rügger, 2010, S. 248). Ähnlich weisen auch Strauss und Corbin auf die Bedeutung einer ‚theoretischen Sensibilität‘ des Forschenden hin, die zusammen mit einer induktiven Orientierung der Analyse zu einem abduktiven und damit generativen Wechselwirken von Empirie und Theorie führt (vgl. Strauss & Corbin, 1996; Diaz-Bone & Weischer, 2015, 9).

### 5.1.7 Institutionen und Experten

Es wurde bewusst darauf verzichtet, die Interviews der Familien mit Expertinnen- und Expertenmeinungen zu ergänzen. Dies aus dem Grund, dass die Familien selbst über Expertise über ihre Verhältnisse verfügen und ihre Bewältigungsmodi schwieriger Lebenslagen ins Zentrum der Überlegungen gerückt werden sollten. Dort, wo eine Erklärung zu einer Institution vonnöten schien, wurde sie direkt eingeführt – basierend auf der Selbstbeschreibung der jeweiligen Institution<sup>24</sup>.

## 5.2 Reflexives und Beschreibung der eigenen Forschungshaltung

Bourdieu stellt seinen Analysen zu den Pariser Banlieues in „Das Elend der Welt“ (2010) eine Anweisung Spinozas voran: „Nicht bemitleiden, nicht auslachen, nicht verabscheuen, sondern verstehen“. In der Folge setzt er sich mit dem Gedanken auseinander, wie Soziologinnen und Soziologen erklären können,

---

<sup>24</sup> Ersichtlich waren diese Selbstbeschreibungen entweder auf den jeweiligen Websites oder in Prospekten der Institutionen.

ohne „aufzuspiesen“, ohne gleichsam Steckbriefe zu entwerfen“ und aus Transkriptionen vermeintlich „klinische Fälle“ zu erstellen (Bourdieu, 2010, S. 13). Vor dem Kontext gesellschaftlicher Missstände und Menschen, die sich nicht selbst zu Wort melden können, hält er eine Parteinahme nicht nur für legitim, sondern für notwendig<sup>25</sup>. Basis für ein derartiges Engagement ist jedoch, die „persönliche und gesellschaftliche Lage der Betroffenen zu verstehen“ (Treibel, 2006, S. 225). Im Zusammenhang mit der Masterarbeit soll diese Auseinandersetzung mit den Lebensrealitäten der Working Poor-Familien Überlegungen zu Kapital- und Resilienzstärkung – also Fragen des Empowerments – den Weg ebnen und damit versucht werden, sich im Bereich einer engagierten, auch politischen Sozialen Arbeit zu verorten. Nicht zuletzt soll auch eine kritische Aufmerksamkeit auf sozialpolitische Debatten zur Zürcher Wohnproblematik gelenkt werden.

Diese ‚anwaltschaftlichen‘ Tendenzen sollen jedoch nicht ausblenden, dass in einer Parteinahme immer auch die Gefahr von Labelling- und Stigmatisierungsprozessen mitschwingt. Spivak (2010) setzt sich mit dieser Frage in ihren postkolonialen Studien auseinander, wenn sie fragt: „Can the subaltern speak?“. Meines Erachtens ist diese Frage auch im Kontext der Masterarbeit legitim, der kein typisch postkolonialer ist, jedoch einer, der versucht, einen Fokus auf Marginalisierte zu legen. Gerade die Working Poor-Familien ohne Schweizer Pass haben betont, wie wichtig es ist, nicht negativ aufzufallen, um ihren fragilen Aufenthaltsstatus nicht zu gefährden. Auch fehlt es ihnen häufig an den entscheidenden Sprachrohren, dank derer sie in einer breiteren Öffentlichkeit gehört würden. Man kann also durchaus dazu tendieren, Working Poor nach Spivak als eine „stumme Gruppe“ zu identifizieren.

Für die Durchführung und Analyse von Interviews ist die Reflexivität der Wissenschaftlerin, des Wissenschaftlers gefordert, die über ihre individuelle Position hinausgeht<sup>26</sup> und sich auf „die organisatorische und kognitive Struktur der ganzen Disziplin“ bezieht (Wacquant, zit. in Gautschi & Rügger, 2010, S. 249). „Diese ‚Objektivierung des objektivierenden Subjekts‘ (Bourdieu, 1988, S. 10), welche sich nach Bourdieu nicht umgehen lässt, ermöglicht uns unsere eigene Position im Feld zu erkennen und in unserer Interviewanalyse den Blick auf mögliche Bias zu schärfen“ (Gautschi & Rügger, 2010, S. 249). Diese Reflexivität ist nicht nur wissenschaftlich unumgänglich, sondern lässt auch Erkenntnisse für das professionelle Handeln in der Sozialen Arbeit zu: Auch die Soziale Arbeit muss auf einer Metaebene eine Analyse ihres Feldes zulassen können, die Machtverhältnisse, Dynamiken und allfällige Bias gegenüber Klientinnen und Klienten zulässt (Gautschi & Rügger, 2010, S. 250). Insofern könnte diese Reflexivität auch Brücken schlagen zwischen den Extrempolen, die sich bezüglich des „Doppelten Mandats“<sup>27</sup> von gleichzeitiger Hilfe und Kontrolle der Sozialen Arbeit gebildet haben: Während die einen sozialintegrativ eine Anpassung und Eingliederung abweichender Klientel unterstützen, so fordern die anderen systemkritisch eine Befreiung der Individuen und eine Änderung der gesellschaftlichen Strukturen. Der oben beschriebene reflexive Ansatz beleuchtet die Widersprüche eines solchen Mandats, lässt aber auch deren Unüberwindbarkeit zu und integriert sie in ein professionelles Handeln (Knoll, 2010, S. 38). Miethe und Gahleitner (2010, S. 579) weisen darauf hin, dass sich das Doppelte Mandat in wissenschaftlichen Projekten der Sozialen Arbeit gar noch verschärfen kann, da „Ergebnisse wissenschaftlicher Studien

<sup>25</sup> Die von Bourdieu propagierte Anwaltschaftlichkeit stiess in wissenschaftlichen Kreisen grossflächig auf Widerstand, gerade auch wegen der bewussten Positionierung und dadurch fehlenden wissenschaftlichen Wertefreiheit und analytische Distanz (siehe Hardering, 2011, S. 51).

<sup>26</sup> Die individuelle Position der Autorin der Masterarbeit ist jedoch auch von Wichtigkeit. Während ihr ihre berufliche Rolle als Mitarbeiterin der Caritas Zürich den Zugang zu den Familien erleichterte, prägte er sicherlich auch die Interviews. Für die Befragten war sie mit einer Institution konnotiert, auch wenn sie ihre Rolle als Masterstudentin so gut es ging eingeführt hat. Gerade Aussagen zur Caritas und der dort erhaltenen Unterstützung sind natürlich vor dem Hintergrund ihrer Doppelrolle zu betrachten.

<sup>27</sup> Silvia Staub-Bernasconi spricht und schreibt gar von einem Tripelmandat der Sozialen Arbeit, das neben Hilfe und Kontrolle auch noch wissenschaftliche Fundierung und einen Ethikkodex basierend auf Menschenrechten und Gerechtigkeit beinhaltet (vgl. u.a. Staub-Bernasconi, 2016).

potentiell immer auch als Argumentationsgrundlage für politische Entscheidungen – auch gegen die Interessen der Adressat(inn)en – genutzt werden können“.

### 5.2.1 Forschungsethischer Rahmen

Ein Teil der Nachvollziehbarkeit der Erkenntnisse wird dadurch generiert, dass die Autorschaft des Texts erkennbar ist und „die eigenen Vorstellungen, Perspektiven und Kompetenzen offen“ gelegt werden (Matt, 2000, S. 586ff.). Diese Verpflichtung ist jedoch mehr als nur ein Teil der methodologischen Überlegungen und findet auf einer dem Methodenkapitel übergeordneten Ebene statt. Geertz nennt diese Pflicht auch die „Bürde der Autorschaft“ (zit. in Matt, 2000, S. 586). Neben dieser Perspektive gibt es weitere „forschungsethische Dringlichkeiten“, die bei einer Arbeit, die auf Interviews beruht, zu berücksichtigen sind. Dabei handelt es sich um die Freiwilligkeit der Teilnehmenden an den Interviews, die Absicherung der Anonymitäts- und Vertraulichkeitszusagen, eine Vermeidung von Schädigungen der Einbezogenen und um Fragen des „informed consent“ (vgl. Hopf, 2000b, S. 590ff.).

Gerade der Punkt der Anonymisierung oder Verfremdung ist essentiell – die Befragten haben teilweise sehr intime Einblicke in persönlich schwierige Konstellationen und Lebenssituationen zugelassen, nicht zuletzt aufgrund der Zusage, dass sie in den Portraits und Aussagen nicht persönlich erkennbar sein würden. Für viele ist es wichtig, zu betonen, wie dankbar sie dem Schweizer System sind, bei anderen klingt durchaus auch harsche Kritik an Institutionen an. Der Respekt gegenüber den Befragten und das Verhindern einer potentiellen Schädigung musste deshalb im Zweifelsfall Vorrang haben vor einem wissenschaftlich bedingten Erkenntnisinteresse (Miethe & Gahleitner, 2010, S. 575).

## 6 Empirie: Wohnbiographien

### 6.1 Kurzportraits der interviewten Familien

Im folgenden werden alle Interviews kurz zusammengefasst inklusive einer Beschreibung des Settings, in dem sie stattfanden. Dies soll der Leseorientierung dienen und die Überlegungen zur Auswahl der Familien ergänzen. Auch kann daraus das Allgemeine, aber auch das Besondere der verschiedenen familiären Wohngeschichten leichter nachvollziehbar abgeleitet werden. Im folgenden, interpretativen Teil wird auf die Auskunftgebenden mit Namen Bezug genommen. Die Personen wurden anonymisiert, d.h. ihre Namen angepasst und auf ihre Identität hinweisende Eigenschaften – so gut es ging – verfremdet.

#### *Alicia & Javier*

Das Gespräch mit Alicia findet in Anwesenheit ihres halbjährigen Sohns in ihrer neuen Wohnung statt, in die sie vor rund drei Monaten mit ihrem Mann Javier, dem Sohn und der fünfjährigen Tochter gezogen ist. Die geräumige Dreizimmerwohnung liegt am ländlich anmutenden Stadtrand von Zürich. Zuvor wohnte die vierköpfige Familie in einer Einzimmerwohnung im Zürcher Langstrassenquartier. Alicia und Javier wuchsen beide in der Dominikanischen Republik auf, Alicia zog im Alter von 14 Jahren zu ihrer Mutter in die Schweiz, die kurz nach der Geburt der Tochter aus der Dominikanischen Republik ausgewandert war. Alicia und ihre beiden Kinder haben den C-Ausweis, ihr Mann Javier hat den B-Ausweis. In der Vergangenheit wohnte sie immer wieder übergangshalber bei einer Freundin und bei ihrer Mutter und dem Halbbruder, auch als sie bereits selber Mutter war. Als ihre Tochter zur Welt kam, bezog sie Sozialhilfe und wohnte zunächst im Zentrum Inselhof (Kompetenzzentrum für Kinder, Mütter und belastete Familien), danach in einer Notwohnung. Sie brachte ihre Tochter zurück in die Dominikanische Republik in die Obhut von Verwandten, um eine Schule besuchen zu können und fand bald darauf eine Arbeit in einer Lebensmittelfabrik und die oben erwähnte Einzimmerwohnung. Sie holte darauf Javier und die Tochter nach Zürich. Javier fand zuerst durch ein Temporärbüro vermittelt Arbeit und hat mittlerweile eine Stelle als Reinigungskraft im Monatslohn gefunden. Alicia hat Betreibungen; Dies, ihr relativ tiefes Salär und das anfänglich unregelmässige Einkommen Javiers machten ihre Wohnungssuche aus Alicias Sicht enorm schwierig. Ihre aktuelle Wohnung fanden sie über einen Bekannten, der gegen Kommission auf privater Basis Wohnungen vermittelt. Sie gefällt der Familie gut, auch wenn die Miete am oberen Limit ihres Budgets ist.

#### *Valbona*

Valbona erzählt mir ihre Geschichte im Büro der Caritas Zürich<sup>28</sup>, bevor sie im Anschluss ihren Mittagseinsatz als Kellnerin beginnt. Sie kam mit 18 Jahren aus dem Kosovo nach Winterthur, um zu heiraten. Ihr Mann war als Kleinkind ebenfalls aus dem Kosovo in die Schweiz migriert. Die junge Frau wurde schnell schwanger und wohnte bei der Schwiegerfamilie. Schon kurz nach der Geburt der Tochter verschlechterte sich die Beziehung zu ihrem Mann, der zunehmend gewalttätig wurde, so dass sie bald mit Unterstützung eines Onkels mit ihrer Tochter in ein Frauenhaus zog. In diesen Monaten stürzte sie in eine grosse Depression, aus der sie laut eigener Aussage nur dank ihrer Tochter wieder hinausfand. Einige Monate später wurde es ihr ermöglicht, eine Aussenwohnung des KIEL Bethanien (ein stationäres Angebot für Eltern und Kinder) in Zürich zu beziehen, mittlerweile wohnt sie mit ihrer Tochter selbständig in einer befristeten Wohnung in der Stadt Zürich. Diese Wohnung hat sie dank der tatkräftigen Unterstützung ihrer Betreuerin in der Mutter-Kind-Institution gefunden. Obwohl Valbona

---

<sup>28</sup> Der Interviewort wurde auf ihren Wunsch gewählt, da er für sie gut zwischen ihrem Zuhause und dem Arbeitsort gelegen ist.

zwei Arbeitsstellen hat – im Service in einer Pizzeria und als Reinigungskraft – reicht ihr Einkommen nicht vollständig aus, sie wird ergänzend von der Sozialhilfe unterstützt. Ihr Traum ist es, eine unbefristete Wohnung für sich und ihre Tochter zu finden und dann eine Ausbildung zur Pflegefachfrau zu absolvieren.

### Lorantine

Ich treffe mich mit Lorantine spätnachmittags in ihrer Wohnung, nachdem sie ihre vierjährige Tochter aus der Krippe abgeholt hat. Die beiden wohnen in einer Wohnung des Jugendwohnnetzes (JUWO) an einer vielbefahrenen Strasse im Zürcher Kreis 4. Mit 29 Jahren ist sie bereits drei Jahre über dem erlaubten Höchstalter der Wohnstiftung JUWO, ausserdem wird die Siedlung im Laufe des nächsten Jahres aus Sanierungsgründen abgerissen. Lorantine kam vor rund zehn Jahren als Teenager aus der Demokratischen Republik Kongo in die Schweiz, um mit ihrem Vater zu leben, der schon länger im Kanton Zürich wohnte. Zuerst zog sie in sein Studio ein, später dann in die Pension Lutherstrasse in Zürich, die als Frauenhostel eine Wohnübergangslösung für Frauen in schwierigen Situationen bietet. Sie absolvierte die Integrationsklasse und im Anschluss eine Lehre als Bäckerin. Eine Lehrerin half ihr dabei, sich bei der JUWO-Stiftung anzumelden, worauf sie zuerst befristet in Seebach wohnte und dann in ihre jetzige Wohnung zog. Sie arbeitet als Bäckerin, ihre Tochter übernachtet jeweils bei einer Freundin. Vor kurzem ist Lorantines Vater gestorben, ihr wuchs alles über den Kopf, die Wohnungssuche musste ruhen. Ausserdem empfindet sie ihre Betreibungen als grosses Hindernis bei der Suche. Nichtsdestotrotz will sie bald wieder nach einer passenden, kinderfreundlichen Wohnung in Zürich zu suchen beginnen, wo sie sich in Kürze einbürgern lassen möchte. In weiter Zukunft kann sie sich ein Leben in Kanada bei ihren Verwandten vorstellen, wo das Leben einfacher sein soll.

### Inês & Gibril

Inês und ich treffen uns zum Gespräch in einem Gemeinschaftszentrum, sie ist mit ihrem vierten Kind hochschwanger. Aktuell wohnt sie mit ihren drei Söhnen (9, 13 und 15 Jahre alt) und ihrem Lebenspartner Gibril in einer Dreizimmerwohnung in Oerlikon, die aus allen Nähten platzt. Aus diesem Grund sucht die Familie nach einer neuen, grösseren Bleibe. Inês floh im Jahr 2000 aus Angola in die Schweiz und hat als alleinstehende Asylbewerberin viele verschiedene Stationen in Asylunterkünften hinter sich. Nach kurzer Zeit lernte sie Gibril kennen, der aus der Demokratischen Republik Kongo geflohen war. Die beiden gründeten eine Familie. Er verfügt mittlerweile über den Ausländerausweis B, sie und die drei Söhne haben trotz langer Aufenthaltsdauer in der Schweiz bzw. obwohl sie in der Schweiz geboren sind noch immer den F-Status. Im Gespräch taucht die prekäre Vorläufigkeit ihres Status immer wieder auf: Nicht nur macht er die Arbeitssuche schwierig und erhöht die Abhängigkeit von ihrem Arbeitgeber, einem Putzinstitut, stark, auch bei der Wohnungssuche wirkt er sich negativ aus. Inês erzählt von den verschiedenen Wohnstationen, die sie als Familie mit der Betreuung der Asylorganisation durchlaufen haben: vom Studio bis zur Einzimmerwohnung und ihrer aktuellen Genossenschaftswohnung, die ihnen die Stiftung Domicil vermittelt hat. Mittlerweile ist die Familie von der Sozialhilfe abgelöst, Gibril arbeitet in einer Restaurantküche und Inês als Reinigungskraft im Stundenlohn. Sie hofft, dass es bei ihrem aktuellen Versuch, den B-Ausweis zu beantragen, klappt, und damit auch die Wohnungssuche einfacher wird und ihre Familie in Oerlikon ein grösseres Zuhause findet.



*Anissa & Khaled*

Ich treffe Anissa, Khaled und ihre beiden kleinen Kinder (ein- und dreijährig) in ihrer modernen Genossenschaftswohnung, die wenig ausserhalb der Stadtgrenze liegt und die sie vor wenigen Monaten bezogen haben<sup>29</sup>. Hauptsächlich spricht Anissa, ab und zu ergänzt Khaled etwas aus seiner Perspektive. Sie zog als Teenager mit ihrem Bruder von Tunesien zu ihrer Schweizer Mutter nach Zürich, die sie viele Jahre nicht gesehen hatten, da sie bei der tunesischen Verwandtschaft aufgewachsen waren. Nach einigen Monaten bei ihrer Mutter und den Halbgeschwistern zogen sie und ihr Bruder mit Unterstützung des Sozialamts in ein Hotel, gleichzeitig absolvierte sie die Fachschule Viventa. In dieser Zeit heiratete sie Khaled, der ebenfalls aus Tunesien stammt und bis zu diesem Zeitpunkt in Paris gelebt hatte. Da das Hotel, in dem sie lebten, in eine Flüchtlingsunterkunft umgewandelt wurde, zogen sie zurück zu Anissas Mutter, wo die erste Tochter geboren wurde. Die Verwaltung duldet diese Überbelegung nicht, die kleine Familie zog in den Inselhof (Kompetenzzentrum für Kinder, Mütter und belastete Familien). Nach einigen Monaten zogen sie in eine andere Familienherberge der Stadt Zürich, aufgrund eines Vorfalls, bei dem ein Herbergenmitarbeiter ihre Privatsphäre missachtete und Anissa ohne Kopftuch sah. Etwas später zogen sie wieder zurück in den Inselhof. Über eine Bekannte Anissas konnten sie in eine Einzimmerwohnung in Seebach ziehen, wo Anissa zum zweiten Mal schwanger wurde. Anissa erreichte, dass ihre Sozialberaterin sie bei der Stiftung Domicil anmeldete, die ihnen eine befristete Dreizimmerwohnung in Altstetten fand, bevor sie nun in die besagte Genossenschaftswohnung zogen. Die Familie ist seit kurzem nicht mehr von der Sozialhilfe abhängig: Anissa hat den Pflegehelferinnenkurs des Schweizerischen Roten Kreuzes absolviert und nun über ein Praktikum eine Anstellung in einem Pflegeheim gefunden. Khaled arbeitete als Chauffeur in einem Arbeitsintegrationsprojekt, mittlerweile verträgt er Zeitungen und kümmert sich um die beiden Kinder. Anissa schätzt, dass sie dank der sehr belastenden Jahre an Selbständigkeit gewonnen hat und sieht der Zukunft optimistisch entgegen und hofft, Schritt für Schritt in ein stabileres Leben zu finden.

*Jasmina & Sretan*

Jasmina lädt mich in ihre Einzimmerwohnung in Schwamendingen ein, damit ich mir selber ein Bild ihrer beengenden Platzverhältnisse machen kann. Aufgrund ihrer schwierigen fortgeschrittenen Schwangerschaft ist sie in ihrem Verkaufsjob aktuell krank geschrieben und betreut ihre kleine Tochter, wenn diese nicht in der nah gelegenen Krippe ist. Jasmina zog vor rund dreizehn Jahren aus Mazedonien nach Solothurn, wo sie einen mazedonischstämmigen Mann heiratete. Die Ehe dauerte nur knapp ein Jahr, danach zog Jasmina zu einem Cousin und dessen Familie nach Zürich Schwamendingen. Da sie nur kurz verheiratet war, musste sie ihren Ausländerausweis neu beantragen, was mehrere Jahre dauerte. In dieser Zeit arbeitete sie in einem türkischen Laden in Winterthur, dessen Besitzer ihre vulnerable Aufenthaltssituation ausnutzte, sie schlecht bezahlte und viel zu viele Wochenstunden arbeiten liess. Sobald sie ihren Ausweis zugestellt bekam, kündigte sie die Stelle und fand ihre heutige Verkaufsanstellung sowie ihre aktuelle Einzimmerwohnung in Schwamendingen. Bei einem ihrer Besuche in Mazedonien wurde ihr Sretan vorgestellt, die beiden heirateten und Sretan zog zu Jasmina nach Zürich. Bald fand er über Verwandte Arbeit auf dem Bau und die beiden wurden Eltern. Obwohl Jasmina bereits nach der Heirat vor rund vier Jahren mit der Wohnungssuche begann, sind sie bis jetzt nicht fündig geworden. Da sich ihr gesamtes Familien- und Freundesnetz in Schwamendingen befindet, möchte die Familie am liebsten im Quartier bleiben, auch wenn sie weiss, dass ihre Erfolgsaussichten damit zusätzlich eingeschränkt werden.

<sup>29</sup> Die Caritas Zürich hat die Familie aktiv bei der Wohnungssuche unterstützt und zuletzt den mit Hilfe eines genossenschaftlichen Solidaritätsfonds reduzierten, aber immer noch sehr hohen Betrag des Anteilskapitals für die Familie übernommen.

Jasmina erhofft sich vom C-Ausweis, den sie dank des besuchten A2-Deutschkurses beantragen kann, bessere Chancen bei der Suche nach einer neuen Wohnung<sup>30</sup>.

### *Thekla & Dimitrios*

Unser Interview findet in der vor wenigen Monaten bezogenen Dreizimmerwohnung der Familie am Stadtrand von Zürich statt<sup>31</sup>. Während Thekla und Dimitrios sich mit mir auf Englisch unterhalten, spielen die beiden Kinder (5 und 6 Jahre alt) im Wohnzimmer. Gleichzeitig bereitet Theklas Mutter, die ebenfalls mit der Familie wohnt, in der Küche das Abendessen zu. Aufgrund der schwierigen wirtschaftlichen Lage in ihrem Heimatland Zypern zog Dimitrios 2013 nach Zürich, um Arbeit zu finden und im Anschluss seine Familie nachzuziehen. Die Arbeits- und Wohnungssuche gestaltete sich schwierig, die Trennung der Familie belastete alle Beteiligten sehr. Nach einigen Monaten, die er in Hostels wohnend verbrachte, konnte er zuerst zu einer Bekannten und danach zu einem griechischen Herrn ziehen, der als IV-Bezüger allein in einer Dreizimmerwohnung wohnte. Mittlerweile hatte Dimitrios eine Stelle in einem Restaurant gefunden. Endlich konnten Thekla und die Kinder nachreisen. Nach weiteren Monaten der Wohnungssuche fanden sie eine befristete Genossenschaftswohnung, Thekla holte ihre Mutter ebenfalls nach Zürich, so dass sich diese um die Kinder kümmern und sie eine Arbeit suchen konnte. Sie fand eine Stelle in einer Kinderkrippe, während Dimitrios während einiger Monate wieder arbeitslos war. Im letzten Moment vor Ende der Befristung fand die Familie dank der tatkräftigen Unterstützung von Theklas Arbeitskolleginnen ihre aktuelle Wohnung. Nun hoffen sie, dass sich ihre berufliche Situation in nächster Zeit etwas stabilisiert –Dimitrios hat in der Zwischenzeit wieder eine Arbeit im Stundenlohn in der Gastrobranche gefunden. Auch wenn sich die Familie mit der aktuellen Lage arrangiert zu haben scheint, ist vor allem Theklas Heimweh sehr präsent in ihren Erzählungen.

### *Bhavani & Jubayed*

Bhavani empfängt mich im Hauseingang ihrer Wohnung im Kreis 3, da der Türöffner nicht funktioniert und sie vom fünften Stock nach unten kommen muss. Wir unterhalten uns im Wohnzimmer, während der Fernseher tamilische Musikvideos spielt und Bhavanis Mann Jubayed in einem Nebenzimmer schläft. Er musste in letzter Zeit immer wieder neue Arbeit als Hilfskoch suchen, aktuell ist er arbeitslos und nimmt an einem Berufsintegrationsprogramm des SAH (Schweizerisches Arbeiterhilfswerk) teil. Bhavani arbeitet zu 50 Prozent in einer Klinik in Zürich im Hausdienst. In der Mitte des Gesprächs stösst die 22-jährige Tochter hinzu und erzählt gemeinsam mit ihrer Mutter. Im Zentrum steht die Suche nach einer neuen Wohnung, ihre aktuelle wurde ihnen gekündigt, der Besitzer möchte renovieren und sie im Anschluss teurer vermieten.

Bhavani und Jubayed stammen aus Sri Lanka und sind mittlerweile eingebürgert. Jubayed kam Ende der 1980er Jahre nach Zürich und fand schnell Arbeit in der Gastronomie. Einige Jahre später stiess Bhavani zu ihm in sein Personalzimmer. Kurz darauf fanden die beiden eine eigene Wohnung, wo die zwei mittlerweile erwachsenen Kinder zur Welt kamen. Als dort renoviert wurde, konnten sie als Nachmieter die Wohnung eines Freundes übernehmen, in der sie bis heute wohnen. Auch wenn die Familie gern dort wohnen bleiben würde, ist die Wohnung in einem schlechten Zustand und nicht geeignet für Bhavani, die aufgrund ihres Gesundheitszustandes keine Treppen steigen sollte. Bhavani fürchtet jedoch, dass einerseits die Arbeitslosigkeit von Jubayed sowie die beiden erwachsenen, bei den Eltern wohnhaften

<sup>30</sup> Jasmina wurde zum Zeitpunkt des Interviews seit kurzem von einer freiwilligen Helferin der Caritas Zürich bei der Wohnungssuche unterstützt.

<sup>31</sup> Als Dimitrios und Thekla die Wohnung fanden, nahmen sie am Caritas-Pilotprojekt teil. Die freiwillige Begleiterin hat ihnen beim Bewerbungsschreiben geholfen, ob dies im direkten Zusammenhang zum Erfolg bei der Wohnungssuche stand, ist jedoch unklar.

Kinder ihre Wohnungssuche erschweren. Die Tochter, die kurz vor ihrem KV-Abschluss steht, hilft bei der Wohnungssuche, wo sie kann. Über eine Bekannte konnte sich die Familie vor kurzem bei der Stiftung Domicil anmelden. Nun sind sie zuversichtlich, dass sie mit der professionellen Unterstützung bald eine passende Wohnung in der Stadt Zürich finden werden.

### Malik & Leila

Vor wenigen Wochen hat die Familie ihre neue Wohnung bezogen. Sie wird von der städtischen Liegenschaftsverwaltung vermietet und liegt in einem der Aussenquartiere der Stadt Zürich<sup>32</sup>. Das Gespräch mit Malik findet im noch spärlich eingerichteten Wohnzimmer statt, die beiden Töchter (zwei und drei Jahre alt) spielen in den verschiedenen Räumen, seine Frau Leila setzt sich zwischendurch auch dazu, spricht aber wenig. Malik lebt seit rund dreizehn Jahren in der Schweiz, er flüchtete aus dem Irak über die Türkei, Griechenland und Italien in die Schweiz. Anfangs lebte er in verschiedenen Kollektivunterkünften, dann für eine längere Zeit in einem kleinen Dorf im Zürcher Oberland. Dort arbeitete er saisonal bei einem Gemüsebauern. Mit Hilfe einer Arbeitsvermittlerin konnte er einen Intensivdeutschkurs und im Anschluss einen Berufseinsteigerkurs für Gastroberufe absolvieren. Mit Hilfe von Freunden fand er in der Stadt Zürich eine Wohnung und eine Stelle als Hilfskoch in einem Restaurant. Zwei Jahre danach erhielt er einen Wegweisungsbescheid, zu arbeiten war ihm fortan nicht erlaubt. Trotz moralischer Unterstützung von Freunden und zivilgesellschaftlichen Organisationen häuften sich Rechnungen und bald auch Betreibungen an. Nach kurzer Zeit wurde er von der Polizei aufgegriffen, ihm wurde nach einem langwierigen Prozedere die Bedingung auferlegt, innerhalb der nächsten Monate seinen irakischen Pass zu besorgen, was ihm gelang. Er fand über Bekannte wieder eine Anstellung in einem Kiosk und erhielt letztlich den B-Ausweis. Bei einem Besuch im Irak lernte er seine Frau kennen und brachte sie in der Folge nach Zürich – dies gelang erst, als er nach verschiedenen temporären Wohnlösungen eine Einzimmerwohnung fand, deren Vermieter die angemessene Grösse für ein Paar bestätigte. Kurz nach Leilas Ankunft verlor er aufgrund eines Unfalls und der daraus folgenden Arbeitsunfähigkeit seine Stelle und war vorübergehend wieder arbeitslos. Über einen ehemaligen Arbeitskollegen fand er zurück ins Restaurant, wo er bereits früher gearbeitet hatte. In dieser Zeit kamen auch die beiden Töchter zur Welt. Obschon er intensiv nach einer grösseren Wohnung suchte, fand er über Jahre keine. Nach über zweihundert Absagen der städtischen Liegenschaftsverwaltung klappte es kürzlich mit einer kostengünstigen Stadtwohnung. Dieser abgesicherte Rahmen soll Leila nun auch die Möglichkeit bieten, einen Deutschkurs zu besuchen und im Anschluss eine Arbeit zu suchen.

## 6.2 Prekarisierung von Arbeit und Wohnen

*Anissa: „Das ist ein gutes Zeichen, wenn ich eine Wohnung gefunden habe. Weisst du, was hier in der Schweiz wichtig ist? Die Basis ist eine Wohnung, wo man sich sicher fühlt, und gleichzeitig parallel die Arbeit. Es ist beides – wenn eines fehlt, dann...“*

### 6.2.1 Wohnerfahrungen, Wohnungssuche und prekäres Wohnen

#### *Wohnerfahrungen*

In den vorangestellten Kurzportraits wird ersichtlich, wie divers die bisher gemachten Wohnerfahrungen, die Wohnbiographien der Familien und ihrer Einzelmitglieder sind. Einige heben die Zeit ihrer Kindheit

<sup>32</sup> Malik und Leila hatten ebenfalls Unterstützung über das Projekt der Caritas Zürich. Ihre freiwillige Begleiterin nahm unter anderem mit ihnen an einem Gespräch mit der städtischen Liegenschaftsverwaltung teil, infolgedessen sie die aktuelle Wohnung bekamen.

bezüglich Wohnen und Zusammenleben als positiv hervor, so erkennbar, wenn Dimitrios sagt: „We lived in a house, not flat. With two brothers and one sister. The life before was much better. More, [how] do you say, more „sozial“ with the kids, playing with each other...“ Lorantine weist mit einem Augenzwinkern darauf hin, dass in ihrer Heimat zwar viele Dinge schwierig waren, jedoch nicht das Wohnen: „Also, als Kind habe ich im Kongo in einer grossen Stadt gewohnt, dort hatten meine Grosseltern ein grosses Haus, es gab dort nicht so Schwierigkeiten mit dem Wohnungssuchen (lacht).“ Der weitere Verlauf der Wohnbiographien ist bei den portraitierten Personen häufig in Verbindung zu ihren Migrationsgründen zu sehen. So kamen Valbona, Bhavani, Khaled, Javier, Jasmina und später ihr Mann Sretan und auch Leila in die Schweiz, weil sie hier heirateten. Sie zogen entweder zu ihren Partnern, die bereits eine eigene Wohnung oder ein Zimmer hatten oder zur Schwiegerfamilie. Gerade das Zusammenziehen mit den Schwiegereltern oder der erweiterten Familie des Partners gestaltete sich verschiedentlich als sehr schwierig: Sowohl bei Valbona wie auch bei Jasmina war dieses Zusammenleben auf engstem Raum wohl mit ein Grund, wieso die Ehen bereits nach kurzer Zeit scheiterten und bei Valbona im Frauenhaus, bei Jasmina als Untermieterin bei ihren eigenen Verwandten endeten.

Inês und ihr Lebenspartner Gibril, Jubayed und Malik wiederum flohen vor den gewaltgeprägten Verhältnissen in ihrer Heimat. Dieser Flucht Kontext hatte zur Folge, dass sie alle zu Beginn in Kollektivunterkünften des Asylwesens wohnten und im Anschluss auch bezüglich Wohnen von Sozialberaterinnen der Sozial- oder Asylbehörde begleitet wurden. In Inês' Schilderungen schwingt mit, dass diese Unterstützung nicht immer vorhanden war und sie die Dinge lieber selbst in die Hand nimmt: „Beim Sozialamt hatte ich Probleme, drei Monate haben sie nicht das Depot gezahlt. Und wir haben schon die Wohnung gewechselt, immer Depot noch nicht. Warum nicht? Aber bei Domicil<sup>33</sup> mussten wir beim Sozialamt bleiben. Ich fragte, warum? Mein Mann arbeitet, ich arbeite, ich will in einer guten Wohnung wohnen, [bin] schon lange da in der Schweiz. Andere Leute bekommen eine Wohnung, wir nicht.“ Malik wurde bei der Wohnungs- oder Arbeitssuche schnell erfolgreich von einem Netz von in Zürich lebenden Kollegen unterstützt, wodurch die Unterstützung der Ämter diesbezüglich für ihn in den Hintergrund rückte.

Anissa, Alicia und Lorantine hatten bereits einen Elternteil in der Schweiz und zogen als Teenager – wohl auch aus mangelnden Zukunftsperspektiven im Heimatland – zu diesem Elternteil. Die drei jungen Frauen kamen übergangshalber beim Elternteil unter, wobei sich diese Wohnformen entweder aus Platzgründen und/oder aufgrund zwischenmenschlicher Spannungen schnell als belastend entpuppten und neue Wohnlösungen zur Folge hatten. Anissa beschreibt, wie sie immer wieder zur Mutter zog, die ihr aufgrund der getrennten Wohnorte der Kindheit und Pubertät fremd war: „Weil vorher, meine Mutter war ein bisschen unter [dem] Einfluss von ihrem [neuen] Mann, sie ist nicht auf unserer Seite. Sie kennt uns nicht so gut, meinen Bruder und mich. Weil ich habe sie 18 Jahre nicht gesehen. Es gibt immer Missverständnisse. Aber jetzt ist alles gut. Weil ich habe immer kommuniziert, weil es ist besser, als nicht darüber zu sprechen. Falsche Meinungen, Missverständnisse.“

Dimitrios' und Theklas Migration kann man als Symptom der europäischen Wirtschaftskrise interpretieren, deren Auswirkungen gerade südeuropäische Länder in einen desolaten ökonomischen Zustand führen, der hohe Arbeitslosigkeit und grosse Abwanderungswellen zur Folge hatte. Die beiden schildern, wie sie aus ihrer persönlichen wirtschaftlichen Notlage heraus in ein anderes europäisches Land mit vielversprechenderen Möglichkeiten umzogen.

---

<sup>33</sup> Bei der Stiftung Domicil wird man als Klient/-in der Sozialen Dienste oder der AÖZ von seiner Beratungsperson angemeldet, wobei eine Leistungsvereinbarung zwischen den Institutionen besteht. Als Working Poor kann man sich selbstständig anmelden, muss jedoch belegen können, dass man finanziell über drei Monatsmieten verfügt (die erste Miete der neuen Wohnung, ein Depot von einer Monatsmiete und eine Monatsmiete als Gebühr an die Stiftung Domicil).

*Wohnungssuche*

In vielen der Gespräche wurde beschrieben, wie unzählige Wohnungsbewerbungen verschickt und viele Absagen empfangen wurden. Bei einigen der Befragten war die Frustration und Hilflosigkeit über diese Ausweglosigkeit deutlich spürbar. So beschreibt Alicia, wie belastend die vielen Absagen auf sie wirkten: „Manchmal hatte ich auch keine Kraft mehr, weil es immer ‚nein, nein, nein‘ war. Ich habe meinem Mann gesagt, ich habe keine Kraft mehr. Ich habe auch viel geweint. Irgendwann habe ich gesagt, gut, ich bleibe da [in der Einzimmerwohnung für vier Personen]. Ich habe keine Kraft mehr.“ Einige suchten in ihrer Verzweiflung auch ausserhalb der Stadt Zürich, während andere sich bewusst waren, dass ein neuer Wohnort in einer anderen Gemeinde diverse Verschlechterungen wie tiefere Krippensubventionen mit sich bringen kann. Diejenigen, die vor kurzem nach jahrelangen Bemühungen eine neue Bleibe gefunden hatten, waren erleichtert und konnten ihr Glück manchmal noch gar nicht fassen: „I would like to say that we were lucky that we found finally this apartment. Because it is really hard for people who come from other countries. They try but it's really hard“ (Dimitrios).

Die Suche wird bei einigen dadurch erschwert, dass sich der Wohnungsmarkt hauptsächlich online abspielt. Ohne Computer oder Internet zuhause ist einerseits die Suche, andererseits aber auch das Schreiben von Bewerbungen enorm schwierig. Auch die vielen Besichtigungen sind nur bedingt mit dem Alltag vereinbar, gerade, wenn man arbeitet und Kinder hat. Malik, der 100 Prozent als Hilfskoch arbeitet, beschreibt, wie sein Chef ihm bei der Arbeit entgegenkam, damit er zu Wohnungsbesichtigungen gehen konnte: „Ja, sehr sehr anstrengend, bei der Arbeit musste ich sagen, heute kann ich nicht kommen, weil ich etwas besichtigen muss. Das war auch ein Problem, dann habe ich gesagt, Donnerstag und Freitag muss ich immer frei haben, sonst geht es nicht. Weil im Tagblatt [wo die städtischen Wohnungen ausgeschrieben werden] muss man immer dann telefonieren und viele muss man auch einfach besichtigen. [...]. Es passte eigentlich nicht, weil die harten Tage sind Donnerstag und Freitag und Samstag, normalerweise müsste ich dann arbeiten, also sie haben das auch nicht so gerne gemacht. Überall habe ich so viel Hilfe bekommen, bis ich diese Wohnung bekommen habe.“

Neben eingeschränkten Sprachkenntnissen zeigt sich bei einigen Familien auch begrenztes Wissen über den hiesigen Wohnungsmarkt und dessen Akteure, was sich am Beispiel des Konzepts Genossenschaften manifestiert. Für viele sind Genossenschaften ein Synonym für günstiges Wohnen; Dass hingegen das Genossenschaftsleben Anteilkapitale und oftmals auch aktive Teilnahme durch partizipatives Engagement beinhaltet, ist den Meisten nicht bewusst. So war Jasmina überrascht, dass das „Depot“ bei Genossenschaftswohnungen sehr hoch sein kann: „Ich weiss nicht. Ich habe gehört, dass man für eine Genossenschaftswohnung viel Depot geben muss.“ Zusammenfassend sind einige ihre Misserfolge auf dem Wohnungsmarkt auch auf ihre fehlenden materiellen und immateriellen Ressourcen zurückzuführen. In anderen Fällen sind die Gründe für ihr Scheitern bei der Wohnungssuche extern zu sehen, so im diskriminierenden Vermietungssystem oder bei der Benachteiligung von Working Poor gegenüber Sozialhilfebeziehenden<sup>34</sup> oder Mietenden mit mehr finanziellen Ressourcen – auch wenn gerade sie durch ihre prekäre Lebenslage besonders auf günstige Mietverhältnisse angewiesen wären. Lorantine fasst zusammen: „Und es gibt andere, wie ich, die sind alleine und selbständig, ich arbeite und muss selber meine Bewerbungen schreiben für die Wohnungen. Ich muss sie anschauen gehen, die Situation ist so, ich bin alleinerziehend, arbeite schon.“ So ist nicht allen bewusst, dass der Wohnungsmarkt in Zürich grundsätzlich sehr angespannt ist und auch bessergestellte Wohnungssuchende Mühe bekunden, eine passende, bezahlbare Wohnung zu finden. Anissa ist mit ihrer Einschätzung darum eher die Ausnahme, wenn sie konstatiert: „Die billigeren Wohnungen von der Stadt Zürich, z.B. drei Zimmer für 700 Franken, du findest sicher mehr als 100 Personen dort. So viel! Auch mit Kindern. Ich glaube, [es gibt] eine Krise in

<sup>34</sup> Auf der anderen Seite sahen auch einige der Befragten rückblickend ihre Sozialhilfeabhängigkeit als stigmatisierenden Grund, warum sie keine Wohnung fanden und schätzten die Unterstützung bei der Wohnungssuche durch die Sozialberatenden als gering oder nicht existent ein.

Zürich mit Wohnungen. So viele Leute suchen. Ich muss immer rechnen, eine Stunde vorher muss ich dort sein. Und du findest schon eine paar Leute dort.“

### *Prekäres Wohnen*

Wie im Kapitel 3.1 bereits beschrieben kann prekäres Wohnen verschiedene Einschränkungen bedeuten, die teilweise auch gemeinsam auftreten und die Wohnsituation für die Betroffenen umso schwieriger machen. Es handelt sich um zu hohe Mieten für das Haushaltsbudget, beengende Platzverhältnisse, einen schlechten Wohnungszustand, eine beispielsweise nicht kindergerechte Wohnumgebung, aber auch eine Befristung oder bereits ausgesprochene Kündigung, ohne jedoch eine neue Wohnung gefunden zu haben. Allen interviewten Familien ist gemeinsam, dass entweder ihre aktuelle Wohnsituation prekär ist oder bis vor kurzem prekär war. So bezahlen einige für ihre viel zu kleinen Wohnungen einen hohen Preis, der das Haushaltsbudget übermässig belastet. Das trifft in vereinzelt Fällen auch auf die neu gefundenen Wohnungen zu, mit denen die Familien grundsätzlich zufrieden sind. Diese finanzielle Belastung setzt voraus, dass sich die Einkommenssituation der Familie auf keinen Fall verschlechtern darf und sich mittelfristig zur Entspannung der finanziellen Situation verbessern sollte. Mehrere der portraitierten Familien sind damit konfrontiert, dass sie trotz wachsender Familiengrösse keine grössere und bezahlbare Wohnung finden und sich gezwungen sehen, in enorm beengenden Verhältnissen auszuharren. Dass sich dieser Zustand sehr belastend auf das Zusammenleben auswirkt, ist augenscheinlich. Einige Befragte schildern oder zeigen mir Wohnungen, wo Badezimmer und Küchen schimmelbefallen sind, es keine Heizungen gibt oder der Strom regelmässig ausfällt – gleichzeitig bezahlen oder bezahlten sie für das Ganze oft einen hohen (Miets-)Preis. Bhavani sollte aus gesundheitlichen Gründen so wenig Treppen steigen wie möglich, wohnt jedoch seit vielen Jahren in ihrer heruntergekommenen Wohnung im fünften Stock – ohne Aufzug mit steilen Stiegen. Lorantine wohnt mit ihrer kleinen Tochter an einer der vielbefahrensten Strassen der Stadt Zürich, Kinder gibt es in der Siedlung so gut wie keine, ganz zu schweigen von adäquaten Spielorten. Die Belastung kristallisiert sich für Familien oftmals im befristeten Mietverhältnis – da sie keine andere Wohnung finden, ziehen sie von befristeter zu befristeter Wohnung: Dies eine Form erzwungener Mobilität<sup>35</sup>. Böhnisch nennt dieses Wohnen in befristeten oder bereits gekündigten Wohnverhältnissen eine „Schwebe der Obdachlosigkeit“ (2016, S. 171). Sich auflösende Wohnverhältnisse haben für die befragten Familien in verschiedene Lagen geführt: Einige kamen vorübergehend in informellen Wohnlösungen unter – bei Freunden, Verwandten oder in Hotels und Herbergen. Andere mussten die städtischen Auffangnetze bei drohender Obdachlosigkeit in Anspruch nehmen in Form von Familienherbergen, Notwohnungen, Frauenhäusern oder betreuten Mutter-Kind-Einrichtungen. Gerade der Blick zurück auf die Zeit in Familienherbergen fällt Mehreren schwer. So beschreibt Anissa, die mit ihrer Familie in verschiedenen Familienherbergen gewohnt hat, die Zeit dort und das Zusammenleben mit anderen Familien in Not als sehr belastend, als ein „Trauma“. Alicia hebt die fehlende Privatsphäre und Abhängigkeit vom Personal wie auch die Angst, dass man ihr die Tochter wegnehmen könnte, hervor: „Aber diese Leute [das Personal der Mutter-Kind-Einrichtung] hatten viel Kontrolle, sie haben immer alles kontrolliert. Weisst du, wie ist das Kind und so. Z.B. habe ich ein paar Mal gesehen, wie eine Frau, die neben mir gewohnt hat, [...] diese Leute haben ihr Kind weggenommen. Als ich das gesehen habe, habe ich gesagt, nein, ich bleibe nicht da. Ich habe meine Tochter neun Monate in meinem Bauch gehabt, weisst du, ich hatte viel Schmerzen für sie, also gehe ich von hier weg. Die Gründe waren nicht so stark, das Kleine war vielleicht sieben Monate alt, und sie war ein bisschen dünn, sie hat nicht so viel gegessen, nicht so viel zugenommen. Und die Leute haben ihr gesagt, sie gäbe dem Kind nicht genug zu essen. Da habe ich gesagt, nein, ich gehe von hier weg. Ich habe Angst bekommen wegen meiner Tochter.“ Gleichzeitig ist auch eine Dankbarkeit für diese Auffangnetze zu spüren, wenn

<sup>35</sup> Siehe hierzu das Kapitel 4.5 zu „mobilities of disadvantage“.

beispielsweise Valbona sagt: „Das [die Zeit im Frauenhaus] war gut, aber anstrengend auch. Aber gut, besser so, als – im Kosovo gibt es so etwas nicht, wo die Frauen sind, wenn sie getrennt oder geschieden sind. Hier gibt es mehr, gute Hilfe. Und das Verständnis. Dort nicht.“

### 6.2.2 Prekäre Arbeit und der Zustand „Working Poor“

Kraemer (2009, S. 23) fasst prekäre Erwerbsarbeit als solche mit nur eingeschränkt gültigen oder gänzlich abwesenden Sicherheitsgarantien und Rechtsansprüchen. Damit ist Prekarisierung in der „negativen Abweichung von Normalitätsstandards der Erwerbsarbeit“ zu finden (ebd.). „Ein prekär Beschäftigter befindet sich damit in einer eigentümlichen sozialen Schwebelage (vgl. Kraemer/Speidel, 2005; Kraemer, 2007), in der die Hoffnung stets präsent ist, über den Umweg einer unsicheren Arbeitsstelle den Sprung in eine stabile Beschäftigung zu schaffen, zugleich aber auch die Sorge beziehungsweise Angst verbreitet ist, sozial abzustiegen und sich dauerhaft in prekären Beschäftigungsverhältnissen einrichten zu müssen, falls die Rückkehr auf einen gesicherten Arbeitsplatz nicht gelingen sollte“ (ebd.). Die meisten der Befragten sind in jungen Jahren migriert und haben gewissermassen die Phase der Berufsausbildung übersprungen, sind direkt oder über Phasen der Arbeitslosigkeit in unqualifizierte Arbeitsverhältnisse und in der Tieflohnbranche gelandet. Ausnahmen bilden dabei Dimitrios und Thekla, die in Zypern in ihren angelernten Berufen des Lageristen und der Behindertenbetreuerin arbeiteten und mit ihrer Migration dequalifiziert wurden: Dimitrios fand Arbeit in der Gastronomie, wo er als Hilfskoch tätig ist, Thekla arbeitet in einer Kinderkrippe in der Kinderbetreuung. Leila unterrichtete im Irak Mathematik, seit sie in der Schweiz lebt, übernimmt sie die familiäre Care-Arbeit; Ihr Mann Malik sieht vor, dass sie nach dem ersten Erlernen der deutschen Sprache eine Teilzeitanstellung in der Reinigungsbranche annehmen könnte. Einzig Lorantine, die mit rund 19 Jahren zu ihrem Vater in die Schweiz zog, hat eine schweizerische Berufslehre zur Bäckerin absolviert. Weitere Erwerbstätigkeitsfelder der Befragten sind im Pflegebereich, in der Gastronomie, der Reinigung, dem Verkauf, dem Bau, als Zeitungsverträger oder als Fabrikarbeiterin in der Lebensmittelbranche. Neben der fehlenden Ausbildung sind mangelnde Sprachkenntnisse, aber auch Aufenthaltsstatus Gründe, warum die Erwerbssituation prekär ist. Inês, die als einzige einen F-Status hat, sieht darin einen der Gründe, der sie auf dem Arbeitsmarkt speziell vulnerabel macht: „Jetzt ist es schwierig mit F. Früher war Bewilligung F wie B. Jetzt nicht mehr, die Leute sagen, mit Bewilligung F – keine Chance. Weil wenn du eine Arbeit suchst mit Bewilligung F, dann Ciao.“ Auch Jasmina schildert die Zeit, in der sie aufgrund der Trennung von ihrem ersten Mann auf ihren Ausweis warten musste, als eine Phase, in der sie von ihrem damaligen Arbeitgeber ausgenutzt wurde, der um ihre vulnerable Situation wusste: „Das war sehr schwierig, es ist nicht einfach, eine 12-Stunden-Arbeit. Für 2800 Franken. Er wusste alles wegen meinem Ausweis. Ich habe damals sofort ein B bekommen. F ist noch schwieriger.“

Generell als prekär empfunden wird die Arbeit im Stunden- statt Monatslohn sowie die Arbeit auf Abruf: Einerseits lässt sich damit das Haushaltsbudget nur schlecht berechnen, andererseits sind Arbeitsausfälle verheerend für die finanzielle Situation. Diese Arbeitsausfälle gibt es beispielsweise auf dem Bau saisonbedingt im Winter, wenn jemand gesundheitsbedingt ausfällt oder freie Tage einzieht. Inês schildert den Druck, den der Chef der Reinigungsfirma, für die sie arbeitet, auf sie ausübt, bis zum letzten Tag ihrer schwierigen Schwangerschaft zu arbeiten: „Ich habe am 10. März [rund drei Wochen vor dem Gespräch] aufgehört mit Arbeit. Ich habe meinen Chef gefragt, was jetzt, wenn ich nicht arbeite? Was mache ich wegen Lohn? Er hat gesagt, wenn du allein früher aufhörst, kein Lohn. Jetzt [ist es] Ende April, ich weiss nicht, vielleicht zahlt er nicht, nur wenige Stunden. Ich habe meinem Doktor gesagt, dass mein Chef gesagt hat, viele Leute arbeiten bis Ende, bis im 9. Monat. [...]. Das sagt mein Gynäkologe, bis im 8. Monat arbeiten und der Lohn muss gezahlt werden und nach der Geburt vom Kind, dann muss man für das Kind bezahlen. Jetzt rufe ich vielleicht morgen meinen Chef an und frage. Jetzt am 1. April habe ich

nur 25 Stunden gearbeitet. Ich bekomme wenig, ich weiss nicht, keine Sozialhilfe, keine Arbeitslosenhilfe.“ Auch Schicht- oder Nachtarbeit ist oftmals unvereinbar mit der Familienarbeit.

Wie auch in „Normalerwerbsarbeiten“ gestaltet sich die Arbeitssuche nach längerem oder wiederholtem Ausfall durch Arbeitslosigkeit – speziell ab einem bestimmten Alter – als enorm schwierig: Bhavani erzählt von den Schwierigkeiten ihres Mannes Jubayed, der im Laufe seiner Erwerbsbiographie als Hilfskoch immer wieder arbeitslos war: „Aber schwierig. Und er wird nächstes Jahr auch 50 Jahre alt. Das ist schwierig, wenn du fünfzig bist und jetzt die Arbeit verloren hast, jetzt kommen junge Kinder. Das ist schade.“ Bei einigen der Gespräche taucht Arbeitslosigkeit als ein die soziale Schwebelage und eine allfällige Stabilisierung der Verhältnisse bedrohendes Szenario auf: Arbeitslosigkeit würde Arbeitslosenhilfe oder Sozialhilfe bedeuten, die eine Verbesserung des Aufenthaltsstatus oder die Einbürgerung gefährden würde. Eine allfällige Arbeitslosigkeit hätte auch für etwas über dem Haushaltsbudget liegende Mieten prekarisierende Folgen. Einige der Erwerbsbiographien zeichnen sich durch häufige Stellenverluste und -wechsel aus, bei Valbona steht beispielsweise der Verlust der einen von zwei Stellen bevor, weil das Restaurant, in dem sie als Kellnerin arbeitet, geschlossen wird. Malik verlor eine seiner Hilfskochanstellungen aufgrund der Wegweisung aus der Schweiz, eine weitere in einem Kiosk aufgrund eines Autounfalls, der ihn zeitweilig arbeitsunfähig machte. Um ihre Arbeitssituation zu verbessern, haben einige der Befragten Weiterbildungen oder Zusatzqualifikationen als Form der Erweiterung kulturellen Kapitals (siehe Kapitel 4.4) in Angriff genommen. Gerade die Verbesserung ihrer Deutschkenntnisse stellt einen ersten Schritt dar, um eine bessere Arbeit zu finden. Anissa hat vor kurzem den Pflegehelferinnenkurs des Schweizerischen Roten Kreuzes absolviert, auf den sie sichtlich stolz ist und aufgrund dessen sie nun eine Anstellung in einem Pflegeheim gefunden hat. Diese Erfahrung lässt sie positiv in die Zukunft blicken, in der sie gern den Hebammenberuf erlernen würde. Andere wie Valbona planen dies für die Zukunft und möchten sich für den Pflegeberuf weiterbilden. Böhnisch (2012b, S. 260) hält diesbezüglich kritisch fest, dass unsere Wissensgesellschaft geprägt ist vom Konzept des lebenslangen Lernens. In diesem sozialtechnologischen Diskurs, der die Perspektivenlosigkeit gewisser Umschulungs- und Weiterbildungssysteme nicht berücksichtigt, hat das eine Bildungshierarchie zur Folge. Für Personen mit entgrenzten Lebensläufen kann dies ein lebenslanges Gefängnis bedeuten (Böhnisch, 2016, S. 132ff.)

Gerade für Working Poor ist auch der Wohnort entscheidend, ob sich ihre finanzielle Situation stabilisieren kann oder nicht. Dies ist einerseits durch das föderalistische System der Schweiz bedingt, wo die Subventionslage von Gemeinde zu Gemeinde unterschiedlich ist. Auch wenn eine Wohnung in der Agglomeration der Stadt allenfalls günstiger ist, so relativiert sich dies beispielsweise durch die oft viel tieferen Subventionen für Kinderbetreuung. Auch wie restriktiv eine Gemeindesozialbehörde ist, kann bei einem zukünftigen Abrutschen in die Sozialhilfeabhängigkeit wichtig sein. Andererseits handelt es sich bei vielen der prekären Erwerbssituationen um Stellen, die sehr früh morgens, abends oder nachts stattfinden. Ohne guten Anschluss an das öffentliche Verkehrsnetz wäre man dabei schnell auf ein Auto angewiesen, das das Haushaltsbudget zusätzlich mit Fixkosten belasten würde. Eine weitere Belastung, die Folge prekärer Einkommensverhältnisse sein kann, sind Schulden und Beteiligungen<sup>36</sup>. Solche sind bei den einen unter anderem aufgrund des Familienzuwachses entstanden wie bei Lorantine, bei anderen wegen einer Arbeitslosigkeit wie bei Malik oder Alicia. Dass Einträge im Beteiligungsregisterauszug das Finden einer Wohnung praktisch verunmöglichen, ist offensichtlich. So hatten Alicia und Javier das Glück, dass bei ihrer jetzigen Wohnung der eintragsfreie Beteiligungsregisterauszug Javiers genügte für die Wohnungsbe-  
werbung.

---

<sup>36</sup> Selbstverständlich sind Beteiligungen oftmals auch selbstverschuldet und können auf einen unreflektierten Umgang mit dem Budget zurückgeführt werden.



Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass für alle der Befragten eine unerwartete Rechnung eine fast unüberwindbare Hürde darstellt, die entweder mit informellen Lösungen oder mit Kenntnissen der eigenen Rechtslage angegangen werden müssen. Bei manchen tritt diese Situation beispielsweise ein, wenn sie auf das Depot der alten Wohnung warten müssen oder das neue Depot deutlich höher ist als das der alten Wohnung. So war für Alicia und Javier klar, dass es ihnen unmöglich sein würde, auf Erspartes zurückzugreifen, um ihrem Bekannten eine Monatsmiete als Kautions für die neue Wohnung und das Depot von drei Monatsmieten an den neuen Vermieter ausbezahlen. Sie konnten alsdann auf einen anderen Bekannten zurückgreifen, der ihnen den Betrag auslieh: „Weil ohne diesen Kollegen... Normalerweise musst du das Depot sofort geben. Javier ist sofort zu ihm gegangen und hat gesagt, wir brauchen 5000 Franken, bitte. Und er hat gesagt, kein Problem. Und Javier hat ihm gesagt, wir können nicht viel zahlen jeden Monat. Wir verdienen nicht so viel, die Wohnung ist ein bisschen teuer, wir haben zwei Kinder. Und er hat gesagt, 300 Franken jeden Monat. Gott sei Dank.“ Augenscheinlich birgt diese Form der Verschuldung bei privaten Geldgebern eine beträchtliche Gefahr weiterer Verschuldung<sup>37</sup>. Auch Anissa war geschockt, als sie realisierte, dass durch den Umzug in eine Aussengemeinde horrenden Kosten in Form von ausfallenden Krippensubventionen entstehen würden. Sie wusste sich jedoch zu helfen und suchte den Kontakt zur Ombudsfrau der Stadt Zürich: „Auch der Krippe müssen wir zahlen. Aber da haben wir eine Lösung, ja, mit [der] Ombudsstelle, ich habe die Ombudsstelle kontaktiert und einen Termin gemacht und sie haben, wie heisst das, einen Fonds, und sie haben viel Papier geschickt, Formulare, und wie viel Salär, Krankenkasse, dann haben sie es akzeptiert, ich habe eine positive Antwort bekommen. Ja, Caritas hat mir die Adresse gegeben. Die Ombudsfrau ist für die Leute, die ein bisschen Probleme mit der Stadtverwaltung haben. Zum Glück, sonst muss ich mit KKBB [Kleinkinderbetreuungsbeiträge] und Krippe 10'000 Franken bezahlen. Weisst du, nur weil ich das Gesetz nicht gut verstanden habe.“

### 6.2.3 Verbindung von prekärem Arbeiten und prekärem Wohnen

Wie sich in den vorangestellten Überlegungen nun bereits gezeigt hat und in den folgenden Ausführungen ersichtlich wird, sind die befragten Familien aufgrund verschiedener Faktoren vulnerabel. So gehören sie zu einer Gruppe von Erwerbstätigen, die trotz Arbeit den Sprung aus der Armut oder Armutsgefährdung nicht schaffen. Dies liegt an unsicheren Stellen mit wenig Sicherheit, wiederkehrender Arbeitslosigkeit, beschränkter Ausbildung oder fehlenden Sprachkenntnissen. Es wird sich im Weiteren auch zeigen, dass mitunter die Bewältigungsmuster, mit denen Familien Krisen und kritische Lebenskonstellationen angehen, eine entscheidende Rolle spielen können.

Die beschränkte und oftmals nicht klar einschätzbare finanzielle Lage der Familien hat zur Folge, dass sie – weil sie oftmals trotz intensiven Bemühungen keine passende und ihrem Budget entsprechende Wohnung finden – entweder notgedrungen in zu kleinen Wohnungen ausharren oder von temporärer zu temporärer Wohnlösung umziehen. Die prekäre finanzielle Situation zwingt zu Einsparungen an allen Ecken und Enden, auch beim Zuhause, das damit zu einem Grund der Sorge und der Anspannung wird. Die bereits erwähnte „Schwebelage der Obdachlosigkeit“ (Böhnisch, 2016, S. 171) wird so zu einem Damoklesschwert im Alltag und lässt den Druck ansteigen. Umso essentieller ist es für die Befragten, sich schrittweise aus dieser sozialen Schwebelage zu befreien und die Hoffnung auf Besserung in der Zukunft nicht aufzugeben. Dies gilt auch für jene, die eine Verbesserung der Wohnsituation erreicht haben, jedoch damit ihr Budget überspannen.

<sup>37</sup> Viele mit beschränkten Ersparnissen ohne private Kontakte greifen als letztes Mittel auf professionelle Anbieter für Mietzinsgarantien zurück. Diese sind schnell abgeschlossen, wobei der Teufel im Detail bzw. in den hohen Prämien liegt, die oftmals überlesen werden.

Die gegenseitige Wechselwirkung von Prekarisierung der Arbeit und des Wohnens lässt sich auch in Dimitrios' Aussage finden, wenn er sagt: „I can say my opinion. Okay, the house was maybe difficult a bit, but it was more easy than the job, for me. For another person it is more difficult the house than the job.“

### 6.3 Prekarität, Migration und Aufenthaltsstatus

#### 6.3.1 Migration und Wohnen

Der Umstand, dass alle der befragten Familien einen Migrationshintergrund haben, zeigte sich in den Gesprächen wiederholt, wenn es um Schwierigkeiten auf dem Wohnungsmarkt oder um Wohnen ganz allgemein ging. Zum einen wirkten sich fehlende Sprachkenntnisse auf den Bewerbungsprozess aus, zum anderen auch mangelnde Kenntnisse des Schweizer Wohnungsmarktes, also in Anlehnung an Bourdieu ein Mangel an kulturellem Kapital (siehe Kapitel 4.4). So sieht Anissa einen erschwerenden Grund in ihren anfänglich limitierten Sprachkenntnissen: „Bewerbungen schreiben war auch schwierig, ich konnte nicht so gut Deutsch, man muss ein bisschen schön schreiben“. Auch Malik beschreibt, wie ihm die Wohnungssuche anfänglich schwer fiel: „Ich habe überall geschaut, im Internet, bei Genossenschaften, überall, bei Wartelisten, das war vor zwei Jahren, aber eben, ich hatte nicht so viel Erfahrung.“

Doch auch diskriminierende Mechanismen oder Unkenntnis über andere Kulturen kamen zutage. Jasmina vermutet, dass sie teilweise aufgrund ihres B-Ausweises Wohnungen nicht bekommt wegen Vorurteilen gegen Ausländer. Auch Inês macht unter anderem ihren F-Status für die Schwierigkeiten bei der Wohnungssuche verantwortlich: „Ja, weil die Leute sagen, oh, Asylanten, keine Bewilligung B oder C, warum hat sie F? Warum die schöne, private Wohnung mit F? Weil die Leute arbeiten. Warum brauchen wir dann eine schlechte Wohnung?“ Dimitrios berichtet von der Begegnung mit einer genossenschaftlichen Liegenschaftsverwalterin, die ihn aufgrund seiner Sprachkenntnisse rügte und er darin den Grund dafür sah, dass er nichts von ihr hörte: „I would like to mention this – I don't know if this is good or bad - I was visiting this Firma before and there was a woman, very racist, she told me ‚In der Schweiz you have to speak Deutsch‘. But actually before, I sent two e-mails to send me the application. But they didn't send me the application, I called, please send it to me with post, I didn't receive anything. And after I was personally there and was fighting a little with her, I was arguing, because I said, I sent you, but when she heard I was speaking English she told me you have to speak Deutsch. Not correct. I left.“ Malik beschreibt, wie sie bei einer Genossenschaft aufgrund der fehlenden Sprachkenntnisse seiner Frau abgelehnt wurden: „Bei einer einzigen haben wir etwas gehört, die Genossenschaft W., sie haben uns eingeladen, wir waren fünf Familien, und wirklich, die Wohnung war perfekt, schöne Dreizimmerwohnung mit einem schönen Balkon, alles tiptop, ich würde auch gern in diesem Quartier wohnen, aber dann leider, haben sie nach einer Woche abgesagt. Sie haben auch wieder bei meiner Frau die Schuld gefunden, sie spreche nicht so gut, ich finde, dieses Problem ist nicht so gross, sie versteht schon gut, sie spricht auch ein bisschen. Sie spricht hier schon auch mit unseren Nachbarn.“ Auch von einer Mitarbeiterin der städtischen Liegenschaftsverwaltung, bei der Malik und Leila nun letztendlich eine gute Wohnung bekommen haben, wurden die Sprachkenntnisse von Leila kritisiert. Inwiefern die Sprachkenntnisse der Mieterinnen und Mieter von städtischen Wohnungen ein Kriterium sind oder sein dürften, ist unklar, zumal viele Working Poor, die sich innerhalb der Einkommens- und Vermögensgrenzen für städtische Wohnungen bewegen, einen Migrationshintergrund haben.

Anissa berichtet von einem für sie schwer zu verdauenden Vorfall in der Familienherberge, wo ein Mitarbeiter während Ramadan unangekündigt ihr privates Familienzimmer betrat und sie ohne Kopftuch sah. In der Folge reichte sie Beschwerde bei der Herbergenleitung ein und wurde mit ihrer Familie in eine andere Familienherberge verlegt. Inês erzählt von ihrer aktuellen Wohnlage und einer Nachbarin, die ihr das Leben dort schwer macht: „Aber diese Frau sucht Probleme. Vorher hat mein Partner gesagt, warum

hast du Angst? Sie wohnt allein, kein Mann, keine Freunde. Vielleicht ist es das erste Mal, dass sie afrikanische Leute gesehen hat.“

### 6.3.2 Sozialhilfebezug

Wie bereits erwähnt beziehen acht der neun Familien aktuell keine Sozialhilfe, nur Valbona, die alleinerziehende Mutter, wird ergänzend von den Sozialen Diensten unterstützt. Fünf weitere Familien haben jedoch zu einem Zeitpunkt in der Vergangenheit Sozialhilfe bezogen, nur Thekla und Dimitrios, Bhavani und Jubayed und Jasmina und Sretan nicht. Das Thema Sozialhilfebezug trat denn auch wiederholt in den Gesprächen auf. Die Haltung, keine Sozialhilfe beziehen zu wollen, wurde wiederholt geäußert. Die Gründe dafür sind divers. Bei einigen geht die Haltung darauf zurück, dass sie in der Vergangenheit schlechte Erfahrungen mit Sozialberaterinnen und -beratern gemacht haben. Anissa beschreibt, wie sie zwar Geld, aber keine weitere Unterstützung bekamen: „Jetzt fühle ich mich besser, als wenn ich beim Sozialamt war. Weil, ok, sie haben alles gezahlt, das ist gut, aber weisst du, du hast kein Privatleben. Muss alles kontrolliert sein. Und wegen der Wohnung haben wir gar keine Hilfe bekommen. Wirklich nicht. Nie, wirklich nie.“ Ausserdem bestand ihre Sozialberaterin darauf, die Familie von Anissa erst bei der Stiftung Domicil anzumelden, nachdem sie zuerst in eine Familienherberge gezogen waren. Diese und weitere negative Erfahrungen führten dazu, dass Anissa Beschwerde bei der Stadt einreichte gegen ihre Betreuungssituation. Nichtsdestotrotz ist sie dankbar für die Institution Sozialhilfe, die es in Tunesien nicht gibt. Inês berichtet, wie der Sozialberater sehr lange das ausstehende Depot an die Stiftung Domicil nicht bezahlte und sie dadurch in eine schwierige Situation kam. Ausserdem sei ihre Beratung telefonisch nie erreichbar gewesen, wenn sie sie brauchte. Alicia erwartete Unterstützung bei der Wohnungssuche durch die Sozialen Dienste. Mit der Geburt ihrer Tochter kam es zu einem Wendepunkt für sie: „Ich habe auch gedacht, vielleicht helfen die mit der Wohnungssuche, aber gar nicht. Sie sagen, du musst selber suchen. Ich hatte zwei Mal – wie heisst da, wo du zwei Jahre da wohnen musst – eine Notwohnung. Zwei Mal in eine Notwohnung, dann habe ich gesagt, fertig, wenn du mit Sozial[hilfe] keine Chance hast, eine Wohnung zu finden, dann ist es besser, ich bin dort weg und arbeite.“

Weiter wurde erwähnt, dass man nicht auf Sozialhilfe angewiesen sei, weil man arbeitsfähig und tüchtig sei, selber für seinen Verdienst sorgen und damit seine Unabhängigkeit wahren könne. Jasmina sagt, dass sie „wie ein Roboter“ ist, der nur arbeitet und deswegen nie Arbeitslosengeld oder Sozialhilfe bezogen hat. Anissa benennt es folgendermassen: „Wir waren im Sozialamt und das wollte ich wirklich nicht. Weil wir sind gesund, wir können arbeiten, aber die Möglichkeit, weisst du, es ist schwierig am Anfang“. Auch Valbona, die gerne eine Weiterbildung machen möchte, sagt: „[Ich möchte] weiter in meine Zukunft gehen, Arbeit suchen oder ich möchte eine Ausbildung machen, ich bin jung. Ich will mich sehr gerne integrieren in der Schweiz.“ Nicht zuletzt aus einem Bewusstsein für die Fragilität des Aufenthaltsstatus soll der Sozialhilfebezug für einige unter allen Umständen vermieden werden, weil er sonst Einbürgerung oder die Verbesserung des Status gefährden könnte. Gerade bei Inês und ihren langjährigen Bemühungen um Verbesserung des Status von ihr und ihren Kindern ist dies essentiell: „Im Moment ist es besser ohne Sozialhilfe, weil ich brauche eine Bewilligung, weil wenn beim Sozialamt, dann keine Chance. Ich sage, es ist besser, wenn ich eine Arbeit gefunden habe, besser.“ Auch Jasmina bekräftigt dies: „Darum habe ich mich nie beim RAV angemeldet, nie beim Sozialamt angemeldet, nie. Das Migrationsamt hat alle meine Unterlagen gesehen und mir dann den Ausweis geschickt, ich habe in der Schweiz keine Probleme gemacht, nur gearbeitet. Darum ist mein Ausweis gekommen. Ich hatte keine Probleme mit der Polizei.“ Dies entspricht der Haltung, unter keinen Umständen aufzufallen, um sich nicht zu gefährden<sup>38</sup>.

<sup>38</sup> In extremis findet man diese Haltung aus offensichtlichen Gründen bei Sans Papiers (vgl. Efiony-Mäder, Schönenberger & Steiner, 2010, S. 68-72).

### 6.3.3 Prekäre migrantische Arbeit

Kutzner und Nollert (2009, S. 15) halten fest, dass Armut – und damit auch der Status von Working Poor – mehr ist als ein individuelles Problem, wie sie in gängigen ökonomischen Analysen gefasst wird<sup>39</sup>. Im Gegensatz dazu interpretiert die Soziologie Armut als „Ergebnis gesellschaftlicher Strukturen und Prozesse“ (ebd.). Candeias (2008, S. 109) geht davon aus, dass sich in unserem neoliberalen Wirtschaftssystem neue Klassenspaltungen entwickeln, die sich mit anderen intersektionalen „Spaltungslinien“ wie Nationalität, Geschlecht oder Identität vermengen. Nichtsdestotrotz wird im öffentlichen Diskurs das Bild einer klassenlosen Gesellschaft aufrecht erhalten, um Formen der Gemeinschaft und Solidarität nicht aufkeimen oder sichtbar werden zu lassen, die dieses Wirtschaftssystem gefährden könnten. Neckel und Körber bezeichnen die Entwicklungen in Deutschland, die auch auf die Schweiz zutreffen, als die Entstehung einer neuen, „ethnisch stratifizierten Unterklasse“ (zit. in Böhnisch, 2012b, S. 70). Dies entspricht auch der eingangs festgehaltenen Beobachtung, dass alle der interviewten Familien einen Migrationshintergrund haben, was nicht untypisch ist in der Kombination mit dem Status Working Poor<sup>40</sup>. Wichtig scheint vor diesem Hintergrund, Migrantinnen und Migranten jedoch nicht als handlungsunfähige Opfer zu portraituren (vgl. Karakayali, 2013, S. 147ff.). Karakayali (2013, S. 153) bezieht sich auf empirische Forschungen, die aufzeigen, dass prekäre Arbeit für viele Migrantinnen und Migranten Teil einer längerfristigen Migrationsstrategie ist und als vorübergehend gedacht und somit in Kauf genommen wird. In der Hoffnung auf einen regulären Job in der Zukunft wird die desolate Erwerbssituation ausgehalten. Pelizzari hält fest, dass sich migrantische Arbeitskräfte „[...] durch den dequalifizierten Arbeitsmarkteintritt mittelfristig bessere Aussichten auf eine Vollintegration in die Aufnahmegesellschaft erhoffen, ohne jedoch über die nötigen Absicherungen beim Eintreten eines Risikofalls zu verfügen“ (Pelizzari, 2009, S. 325).

Thekla erklärt, dass ihre Geschichte davon geprägt ist, die Situation Schritt für Schritt zu verbessern: „First of all to have health, and to make also some steps up, about the jobs to feel more sure and the other things are coming step by step. We cannot have everything just now. If that will happen it will be nice. We have to be patient and yes – always the beginning is very difficult.“ Anissa erzählt von ihren Plänen für die Zukunft: „... [F]ür mich läuft immer alles nach Plan, ich kann nicht ohne Plan etwas machen, oder ohne Programm. Zum Beispiel für die Zukunft will ich mich immer weiter bilden. Mein Traum ist [es], eine Hebamme zu werden, das in Zukunft. Aber dazwischen, in ein paar Jahren, will ich es so machen, dass ich 100 Prozent arbeite, und er [Khaled] auch, aber er macht vielleicht ein Projekt. [...]. Einfach selbständig, etwas Projekt machen. Was haben wir gesagt? Er ist normalerweise Bäcker als Beruf, in Frankreich hat er in der Nacht als Bäcker gearbeitet. Und er kocht sehr gut. Er kocht wirklich sehr gut. Wir haben so gedacht, am Anfang machen wir ein kleines Restaurant, wie [ein] Take-Away, mit tunesischen Spezialitäten, tunesisch, marokkanisch, arabische Spezialitäten. Deshalb in Zukunft muss ich ein bisschen arbeiten, nachher können wir einen Kredit machen.“ In den Interviews zeigt sich, wie die Eltern für sich, aber auch für ihre Kinder eine bessere Zukunft erhoffen, bzw. bereits stolz darauf sind, dass diese es „geschafft haben“. Alicia erzählt, wie gern ihre Tochter in den Kindergarten geht und wie gut die Kindergärtnerin mit ihr umgeht. Valbona beschreibt, wie der Blick in die Zukunft mit ihrer Tochter ihr aus der schwierigen Zeit nach der Trennung geholfen hat: „Ich möchte das loslassen, ich möchte nur für mein Kind weiterschauen und für die Arbeit, etwas finden, in eine Richtung gehen, in die Zukunft gehen, an meine Zukunft denken, mit meiner Tochter. Wie es besser geht und nicht immer denken an dieses

<sup>39</sup> Vgl. Kapitel 8 zur Entstehung und Wahrnehmung eines sozialen Problems.

<sup>40</sup> Selbstverständlich soll die Tatsache nicht ignoriert werden, dass es auch hochqualifizierte Arbeitsmigrantinnen und -migranten gibt. Migrantinnen und Migranten werden jedoch nach ihren Qualifikationen unterschiedlich kategorisiert: „Es ist also der Sozialstaat, der nun weiter den Fremden definiert, aus dem ‚gefühlten Gleichen‘ wieder den Fremden macht, wenn dieser kein Know-how und kein Kapital mitbringt. Der Fremde ist der, der uns zur Last fällt, der Gleiche ist der, der sich ökonomisch-technologisch und finanziell in die europäischen Volkswirtschaften einbringen kann“ (Böhnisch, 2012b, S. 74).

Schlechte und das drückt mich hart.“ Sichtlich stolz zeigt Bhavani Fotos vom Elternabend im Lehrbetrieb ihres Sohnes, wo er die Ausbildung zum Informatiker macht: „Weil dieses [System] mit den Lehren kenne ich nicht. Aber die Kinder machen [es] selber. Ich habe gehört, dass viele Eltern Druck machen. Aber wir nicht. Mein Sohn hat diese zwei Jahre fertig und dann selber unterschrieben. Nachher hat er den Vertrag gebracht. Ich bin zufrieden. Wenn er fertig ist, dann ist er glaube ich 26 Jahre. Nachher hat er einen guten Abschluss.“ Diese Episode kann als Beispiel dafür dienen, wie Kinder der zweiten Generation durch das Aufwachsen in der Schweiz über mehr kulturelles Kapital verfügen.

Die prekär Beschäftigten befinden in einer „Zone der Verwundbarkeit“, in der die „Zone der Integration“ als eine des Normalarbeitsverhältnisses immer im Blickfeld ist (Pelizzari, 2009, S. 153). Viele mobilisieren darum alle ihnen zur Verfügung stehenden Ressourcen, um den Sprung in diese sichere Zone zu schaffen. „Prekariere streben somit die [...] ‚sekundären Integrationspotenziale‘ prekärer Arbeit an“ (ebd.). Aufgrund ihrer Erwerbsbiographien sind sie jedoch auch in dieser Zone der Integration die ersten, die in Krisen vom Arbeitsverlust bedroht sind (ebd.). Dabei kann es durchaus auch zu sogenannten ‚Flexi-Karrieren‘ kommen, wobei sich Facharbeitende – häufig mit Migrationshintergrund – von einer befristeten Stelle zur nächsten bewegen und die dazwischen liegenden kurzen Phasen der Arbeitslosigkeit als normal empfinden, da sie trotzdem einen bescheidenen Wohlstand erlangen können. Diese Flexi-Karrieren sind jedoch fragil und können aufgrund von Krankheit, Ausweisung etc. schnell abreißen (vgl. Candeias, 2008, S. 103). Auch wenn die soziale Sicherung der Schweiz im internationalen Vergleich als relativ gut gilt, ist sie in ihrer einseitigen Orientierung an der Erwerbsarbeit und Normalbiographie veraltet und entspricht nicht mehr den gewandelten gesellschaftlichen und arbeitstechnischen Verhältnissen. Dieser Ansatz vernachlässigt biographische Brüche wie auch die zunehmende Zahl von Menschen, die allein leben oder alleinerziehend sind (Mäder & Schmassmann, 2013, S. 242). Beispiele dafür sind die Situation von Valbona, die trotz zweier Jobs zusätzlich auf die Unterstützung der Sozialhilfe angewiesen ist oder die Situation Lorantines, die mit der Geburt der Tochter mit den zusätzlich entstandenen Kosten in die Verschuldung geriet.

## 6.4 Verunsicherungen, Bewältigungsansätze und soziale Netzwerke

### 6.4.1 Biographische „turning points“ und Verunsicherungen

Verschiedentlich können in den Gesprächen mit den Familien sogenannte „turning points“ oder kritische Lebensphasen ausgemacht werden, die von den Beteiligten neue Strategien erforderten, weil bisherige erprobte Handlungsweisen nicht griffen. Einige dieser Erlebnisse oder Phasen hatten direkten Einfluss auf die Wohnbiographie, bei anderen war der Einfluss eher implizit. Wiesel (2014) weist darauf hin, dass die „mobilities of disadvantage“ oftmals in engem Zusammenhang mit sogenannten Lebensereignissen („life events“) oder Schlüsselmomenten („turning points“) stehen.

Dimitrios und Theklas' Leben beispielsweise wurde durch die Migration stark erschüttert – entgegen der Vorstellungen vor allem von Dimitrios war das Finden einer Arbeit und Wohnung und danach der Familiennachzug viel komplizierter, als er sich das ausgemalt hatte: „But personally, I feel a little bit unlucky. Because I am here three years now. And other people who will leave from Cyprus... I was a bit unlucky, I should have a good job right now. Because I know people who came here, after one week they have a [job]...“. Aus seinen Schilderungen ist die grosse Belastung herauszuhören, als Ernährer für seine Familie verantwortlich zu sein. Auch seine menscheitss pessimistische Haltung, die als Grundtenor im Interview zu erkennen ist, könnte auf diese schwierige erste Zeit in der Schweiz zurückzuführen sein wenn er sagt: „This is the nature of the humanity, isn't it. It's not hard or difficult, the life, the people make it very difficult and bad.“

Khaleds und vor allem Anissas Leben wurde aus der Bahn geworfen, als sie zum zweiten Mal unerwartet schwanger wurde, während beide ohne feste Arbeit waren und in einer Einzimmerwohnung lebten: „Weil ich, ich wollte nicht schwanger werden in dieser Zeit, wirklich, weil am Anfang wollte ich zuerst lernen. Aber dann plötzlich, nicht programmiert. So sind sie gekommen, sie sind jetzt meine Kinder und ich liebe sie. Aber wirklich, bei ihm [dem Sohn], ich war wie halb gelähmt, ich konnte [mich] nicht mehr bewegen, bis er [Khaled] ein bisschen Massage gemacht hat, ein Schock. Weil wir waren in einer Einzimmerwohnung in Seebach, drei Personen, und ich war in der Schule, im zweiten Schuljahr Viventa.“

Valbona stürzte die Trennung von ihrem Mann kurz nach der Geburt ihrer Tochter in eine tiefe Verunsicherung, die verstärkt wurde, weil er das Kind zu sich nehmen wollte, was auch ihr eigener Vater unterstützte: „Es war sehr, sehr traurig, sehr schwer, das Leben. Aber ich habe gekämpft, man muss kämpfen im Leben. Und dann stark sein, dann geht es. Wir lassen es nicht – ich lasse mich nicht unterdrücken. Weil ich habe nichts nicht gut gemacht. Aber die Männer vom Kosovo sind – wenn sie getrennt sind von einer Frau – sind eine Katastrophe. Sie machen die Frau kaputt.“ Valbona spricht von einer Depression, die ihr Leben dunkel machte und sie am Atmen hinderte, während sie von der Familienwohnung ihres Mannes in ein Frauenhaus flüchtete.

Maliks Leben änderte sich schlagartig, als ihn seine Wegweisung erreichte. Innerhalb kürzester Zeit verlor er seinen Job, verschuldete sich und traute sich nicht mehr in seine Wohnung: „Ich hatte Angst, weiterhin in meiner Wohnung zu schlafen, ich musste immer zu Kollegen gehen, weil bei vielen Kollegen ist die Polizei zu ihnen nach Hause gegangen und haben diese Personen verhaftet, sie waren dann im Gefängnis, und ein paar Leute wurden in den Irak zurückgeschickt. Kriminelle haben sie schon zurückgeschickt, aber ich war ja nicht kriminell, darum waren sie nicht so hart mit mir. Die Miete konnte ich nicht bezahlen, Krankenkasse nicht, das Sportprogramm, das ich hatte, auch nicht, das Telefonabonnement auch nicht, ich hatte vier oder fünf Rechnungen pro Monat in dieser Zeit, und nirgends mehr Hilfe bekommen, beim RAV nicht und bei der Sozialhilfe auch nicht.“

Mäder (2009, S. 63) beschreibt die fragile soziale Schwebelage von „erwerbstätigen Armen“ als einen Zustand, in dem man sich gesellschaftlich sowohl drinnen wie auch draussen befindet. Die aktuelle Prekarisierungsdebatte fokussiert unter anderem auf Unsicherheit und Verunsicherungen: Die Tatsache einer verunmöglichten Normalbiographie verursacht Unsicherheit. Durch die vor allem durch die Arbeit verursachte Instabilität wird berufliche und familiäre Planungssicherheit verunmöglicht. Dies verursacht neben einer unsicheren Lage oftmals auch subjektive Verunsicherungen, mit denen unterschiedlich umgegangen wird (Hardering, 2011, S. 7). „Mit jeder Ausweitung unserer Kenntnis individueller Lebensläufe und Krisenbewältigungen wird deutlich, dass weniger die objektive als die erlebte Situation den Ausgang bestimmt“ (Srowronek, zit. in Böhnisch, 2012b, S. 199). Diese Erkenntnis Srowroneks bestätigt, dass ein qualitativer Fokus auf die episodischen Narrative der Familien und eine Analyse ihrer Lebensbewältigung Sinn macht, um auch erfolgreiche Muster durch die Soziale Arbeit abzuleiten und zu reproduzieren.

„Die Betonung von Gefühlslagen, von Sorgen um den Erhalt der eigenen Statusposition und Ängsten vor dem Abrutschen in die ‚Zone der Exklusion‘ ist ein wesentlicher Bestandteil des Prekaritäts- bzw. Verwundbarkeitsbegriffes“ (Hardering, 2011, S. 59). Mit der Verunsicherung setzen Selbstzweifel ein, die auch in eine „Erziehung zur Anpassung und Duldung der beschädigenden Verhältnisse“ führen können (Candeias, 2008, S. 103). Diese Gefühle der Verunsicherung und Orientierungslosigkeit finden sich in sehr vielen der Beschreibungen der interviewten Familien wieder. Anissa erzählt, wie sie ihre Vorstellungen ändern musste, als sie zur Mutter in die Schweiz zog: „Am Anfang wollte ich zuerst lernen, dann arbeiten und dann heiraten. Aber weil ich so viele Probleme gehabt habe, Unsicherheit und so viel... Ich habe gedacht, vielleicht wenn ich heirate, wird es besser. Und es wird auch besser. Es ist besser geworden.“ Auch Alicia beschreibt die Phase rund um die Geburt ihrer Tochter als eine der Orientierungslosigkeit:

„Als ich 19, 20 Jahre alt war, habe ich mit dem Sozialamt gewohnt, mein Leben ist kaputt gewesen, eine Katastrophe, weil ich war wie allein in der Schweiz. Meine Mutter hatte ihr Leben und ich hatte mein Leben.“ Valbona sagt, in der Phase der Trennung wäre sie manchmal lieber tot gewesen, nur ihre Tochter habe sie gewissermassen am Leben gehalten. Lorantine erzählt, wie ihr bei unerwarteten Ereignissen wie dem kürzlichen Tod ihres Vaters als Alleinerziehende die Decke auf den Kopf zu fallen drohte.

#### 6.4.2 Bewältigungsansätze

Wie bereits in Kapitel 4.2.2 skizziert, wird Lebensbewältigung (Böhnisch, 2016, S. 19) als ein Wiedererreichen der Handlungsfähigkeit und ein Streben nach Wert in kritischen Lebensphasen oder Übergängen gefasst. Diese oft auch als krisenhaft empfundenen Zeiten bedürfen eines grossen Ausmasses an individuellen Bewältigungsleistungen (Schaffner, 2010, S. 158).

Verschiedentlich tauchten in den Gesprächen Formen des Framings oder der Sinnmachung einzelner Episoden oder des Lebens generell auf. Einige dieser Narrative spendeten Mut, andere förderten eine pessimistische Weltsicht zutage. Dimitrios spricht einerseits von einem Engel oder einem Wunder, als er zufällig einem unbekanntem Mann begegnet, der ihm zu einer Stelle verhilft und den er danach nicht mehr wiedersieht. Gleichzeitig hält er die Menschheit und ihre fehlende Hilfsbereitschaft für die Ursache allen Übels. Rückblickend gewinnt Anissa schweren Zeiten ab, dass sie aus ihren Fehlern gelernt und ihre Selbständigkeit gewonnen hat. Auch Valbona beschreibt, wie sie am Tiefpunkt ihres Lebens gelernt hat, zu kämpfen. Immer wieder taucht auf, dass es nun „Schritt für Schritt“ vorwärtsgehe, man Geduld brauche. Anissas Zitat fasst dies gut: „Aber für mich ist das nicht unmöglich. Alles ist möglich, wenn man gut denken und langsam, nicht grosse Schritte macht. Und wirklich, von der Zeit profitieren, nicht einfach so lassen. Profitieren so schnell wie möglich. Weil, ich bin hierher gekommen mit nichts. Man muss ein bisschen Schritt für Schritt. Ich war vorher immer ein bisschen schnell, ich will das, ich will das, ich will das. Aber das geht nicht, ganz langsam.“ Diese Sinnmachung lässt teilweise auch erste Schlüsse über die Sprechenden zu und wie sie ihren eigenen Handlungsspielraum in ihrem Leben einschätzen. Verfügen sie über einen Spielraum oder sind sie den unverrückbaren Herrschaftsverhältnissen in ihrem Leben hilflos ausgeliefert?

Böhnisch weist in seiner Konzeptualisierung der Lebensbewältigung auf die Wichtigkeit einer Gender-Perspektive auf Bewältigungsmuster hin. Der Geschlechterhabitus ist essentiell bei Bewältigungsmustern (Böhnisch, 2016, S. 32ff.): Als ein typisches Beispiel beschreibt Böhnisch den Arbeitsverlust des Mannes, der ihn in seiner Ernährerrolle in Frage stellt und mit einem gefühlten Verlust von Männlichkeit einhergehen kann. Dieses Beispiel ist für den Kontext der Masterarbeit doppelt interessant: Einerseits herrscht in der Schweiz nach wie vor das klassische Ernährermodell vor, nach welchem der Mann hauptsächlich für das Einkommen der Familie sorgt und die Frau sich hauptsächlich um Haushalt und Kinder kümmert. Auch das schweizerische Sicherungssystem orientiert sich an diesem Modell, auch wenn die Modelle in der gelebten Realität weitaus diverser sind. Andererseits entspricht das Ernährermodell auch bei einigen der Familien einer Idealvorstellung der Familienorganisation. Aktuell leben nur Malik und Leila nach diesem Modell, wobei auch dort – zumindest von Malik – angestrebt wird, dass Leila künftig mit einer Teilzeitstelle zum Familieneinkommen beiträgt<sup>41</sup>. Gerade das Beispiel von Dimitrios und Thekla kann illustrieren, wie ein empfundener Männlichkeitsverlust aussehen könnte: Dimitrios gelang es nicht auf Anhieb, das Leben in der Schweiz für seine Familie zu organisieren und sie nachzuziehen. Bis heute ist seine Schweizer Erwerbsbiographie von häufigen Stellenwechseln gezeichnet, er konnte nicht recht Fuss

<sup>41</sup> Das Ernährermodell kann natürlich auch als ein Wohlstandsmodell oder Mittelstandsmodell gesehen werden, das nur in Frage kommt, wenn ein Lohn eine ganze Familie finanzieren kann. Dass dies mit prekären Arbeitsverhältnissen kaum möglich ist, liegt auf der Hand. Die beiden Alleinerziehenden, Lorantine und Valbona, können sich nur knapp oder nur mit Unterstützungsleistungen über Wasser halten.

fassen, sucht den Grund dafür in den Ungerechtigkeiten des Lebens oder vergleicht sich mit anderen Zyprioten, denen alles viel leichter gelang. Seine Frau Thekla hingegen fand recht schnell eine Stelle, die zwar ebenfalls schlecht entlohnt ist, für sie aber eine vorübergehende Arbeit darstellt. Sie will sich mit Deutschkursen für den Schweizer Arbeitsmarkt qualifizieren und danach eine Stelle in ihrem erlernten Berufsfeld suchen. Auch Anissa hat in ihrer Familie die Ernährerinnenrolle übernommen, während Khaled (gezwungenermassen) die Kinderbetreuung übernimmt. Für die beiden ist jedoch auch aus finanziellen Gründen klar, dass sie beide erwerbstätig sein möchten. Bhavani ist ebenfalls die Figur in ihrer Ehe, deren Arbeit durch Beständigkeit ausgezeichnet ist, während Jubayeds Erwerbsbiographie immer wieder von Arbeitslosigkeit unterbrochen ist. Ebenfalls ungefähr gleich verteilt ist, ob in Paarformationen zuerst der Mann oder die Frau in der Schweiz war oder ob die beiden unabhängig voneinander migriert sind.

Auch das Festhalten an einer Unabhängigkeit in schweren Zeiten und damit auch einer Bewahrung autonomer Würde, wie sie bereits im Zusammenhang mit dem Nicht-Bezug von Sozialhilfe erwähnt wurde, kann als Bewältigungsmuster interpretiert werden. Die Familien möchten es ohne Unterstützung schaffen. Auch wenn die Familien über Vorzüge von Wohnungen sprechen, wird immer wieder die Privatsphäre erwähnt, der Rückzugsort, der sicher und nur für die Familie ist. Anissa sagt zu ihrer aktuellen, im Vergleich zu früher besseren Lebenssituation: „Genau, ich fühle mein Privatleben. Niemand fragt mich oder so. Vorher war es wie offen, wie ein Buch, man konnte alles lesen, aber jetzt ist das Buch geschlossen, jetzt ist es mein Buch. Also Sicherheit und Ruhe.“ Auch Valbona schätzt Ähnliches, wenn sie sagt: „Ich möchte eine eigene Wohnung mit meinem Kind und in Ruhe sein. Und unabhängig [sein].“

Die Familie kann als ein Ort der Bewältigung fungieren und gerade, wenn das soziale Netz ansonsten nur schwach ist, nimmt ihre Bedeutung zu. Böhnisch beschreibt sie als einen Ort, an dem unterschiedliche Welten aufeinander treffen: Die rationale, verbindliche Aussenwelt und die emotionale, normdiffuse Binnenwelt (2016, S. 58). In der Familie können Sorgen etwas entkräftet werden, indem man sie teilt. Gleichzeitig ist es auch ein Ort, an dem Erwartungen unerfüllt bleiben, wie die Beispiele von Alicia und Anissa zeigen. Deren Umzug zur Mutter brachte bei beiden nicht die Ruhe und Stabilität, die sie sich wohl erhofft hatten. Die Familie kann aber auch ein Ort der Ressource sein: Bhavanis bereits erwachsene Kinder sind selbständig und unterstützen die Eltern bei administrativen Tätigkeiten, die ihnen allein kaum gelingen würden. So beschreibt Bhavanis Tochter beispielsweise, wie sie Klarheit in die unsichere Wohnungskündigungslage brachte: „Zuerst haben wir eben schon im September die Kündigung bekommen. Nachher habe ich mit der Schlichtungsbehörde einen Brief geschickt. Der Vermieter ist schon nett und alles und hat mündlich gesagt, wir können weiterhin bleiben. Aber ich hatte nichts Schriftliches, deswegen mit dem Gericht und alles.“ Doch die Familie, insbesondere die Kinder, können auch ein Grund zur Sorge sein, da sich die meisten Eltern derer besonderen Vulnerabilität bewusst sind. Sie wissen, dass die prekäre Wohnsituation gerade für die Kleinen eine grosse Belastung mit sich bringt.

Auch bezüglich Kinderbetreuung können einige auf Familienmitglieder zurückgreifen, die helfen und damit auch die Kosten senken. Inês erzählt von ihrem ältesten Sohn, der im Teenageralter ist und gut auf seine kleinen Brüder aufpasst. Thekla konnte ihre Mutter in die Schweiz holen, die sich nun um die beiden Kinder kümmert. Thekla erklärt, dass es zwei Gründe dafür gab: „She came also to help us, because I would also like to work. We needed help and also for my mother it was difficult in Cyprus for economical reasons. And the general situation in Cyprus was very bad.“ Auch Jasmina wünscht sich, ihre Schwiegermutter in die Schweiz holen zu können, damit diese nicht mehr so allein ist und sich um ihre Enkel kümmern könnte, während sie abends arbeitet und die Krippe bereits geschlossen ist. Doch solange die Familie keine grössere Wohnung findet, lässt sich dieser Umzug nicht in die Wege leiten.

In der Bewältigung kann es auch zu einer Performativität des Mithalten-Könnens kommen, wobei gerade mit Status verbundener Konsum eine wichtige Rolle spielen kann. Dieses Darstellen löst zusätzlichen



Stress aus, der sich im „erschöpften Selbst“ äussert (Ehrenberger, zit. in Böhnisch, 2012b, S. 34). Gerade Dimitrios, der betont, dass Thekla und er nicht geldversessen seien, aber einfach genug für ein sorgenfreies Leben bräuchten, wirkt enorm unter Druck, was durch ein nervöses chronisches Augenzwinkern unterstrichen wird. Inês bedauert, unter anderem wegen ihres F-Status den Kindern nicht das bieten zu können, was deren Freunde von ihren Eltern bekommen, zum Beispiel in Form von Auslandferien. Allen Beteiligten scheint ihr Leben häufig grossen Stress zu bereiten, solange nie klar wird, ob sich die Situation in Kürze entspannt oder gar verschärft. Lorantine plant deswegen, in mittelnaher Zukunft zu Verwandten nach Kanada auszuwandern, wo sie sich das Leben einfacher vorstellt als in der Schweiz: „Im Moment überlege ich auch, vielleicht nach Kanada zu gehen. Einen Job in Kanada suchen, weil dort sind die Wohnungen billiger. Ich kann nochmals anfangen zu studieren, Schule machen, hier ist das ein bisschen schwierig.“

Auch die Flucht in ein Heimweh nach dem Leben im Herkunftsland kann als Bewältigungsmuster gedeutet werden: Gerade in Theklas Erzählungen taucht das Vermissen von Zypern mehrfach auf, während Dimitrios die Schweiz als seine neue Heimat betitelt, nachdem ihm ein sorgenfreies Leben in Zypern verwehrt blieb. Bei anderen wie Alicia, Jasmina oder Anissa findet sich das Heimweh eher im Vermissen der erweiterten Familie, die weit weg wohnt, wieder. Besuche sind ihnen wegen der angespannten finanziellen Verhältnisse nur selten möglich, ein reger Austausch wird hingegen über die modernen Kommunikationsmittel gewährleistet. Sowohl Anissa wie auch Alicia könnten sich vorstellen, nach der Pensionierung zumindest zeitweise nach Tunesien bzw. in die Dominikanische Republik zurückzukehren.

Einzig in Anissas Schilderungen taucht Bewältigung in Form einer Freizeitbeschäftigung auf<sup>42</sup>. Sie beschreibt, wie Sport sie entspannt: „Weisst du, ich habe in Tunesien zehn Jahre lang Taekwondo gemacht. Und ich habe hier in Seebach einen Verein, und dort mache ich freiwillig Frauentraining. Ich bin Mitglied im Verein. Ich unterrichte die Frauen, nicht nur Sport, sondern auch das Leben selbst anzupacken, Selbstvertrauen, weisst du, Kampfsport, ich habe so viel gelernt, sich sicher fühlen. [...]. Jetzt mache ich nicht mehr so viel, weil ich arbeite. Manchmal habe ich frei, manchmal nicht. Vielleicht kann ich mich in Zukunft ein bisschen mehr darauf konzentrieren. Weil für mich ist Sport sehr, sehr wichtig.“

Böhnisch erklärt in seinem Konzept der Lebensbewältigung, dass es wichtig ist, eine Sprache für sich zu finden und Erlebtes thematisieren zu können. Valbona beschreibt, wie ihr das Sprechen über ihr Schicksal helfe, es etwas leichter zu ertragen, auch wenn es eine belastende Geschichte bleibt. Anissa entschuldigt sich am Ende des Interviews dafür, dass sie so lange gesprochen habe: „Ich konnte auch ein bisschen von vorher erzählen. Weil es bleibt immer hier (zeigt auf Brustbereich). Und manchmal hat Khaled auch Kopfschmerzen und sagt, bitte, lass mich in Ruhe (lacht). Immer meine Vergangenheit, das kommt manchmal. Jetzt konnte ich ein bisschen erzählen, jetzt bin ich ein bisschen beruhigt.“ Beim Aspekt des Thematisieren-Könnens bleibt in Betracht zu ziehen, dass dieses einerseits sprachlich nicht allen gleich leicht fällt, und dass andererseits die kognitiven Fähigkeiten, um Verbindungen herzustellen und Vergangenes auf einer Metaebene einordnen zu können, unterschiedlich ausgeprägt sind.

#### 6.4.3 Soziale Netzwerke

Während im vorangegangenen Unterkapitel bereits auf Schlüsselmomente bzw. „turning points“ in den Biographien der Interviewten eingegangen wurde, soll hier die Rolle von Schlüsselfiguren oder Türöffnern skizziert werden. Diese treten in unterschiedlichen Formen auf: Zum Beispiel im unbekanntem „Engel“, der Dimitrios einen Job vermittelte, und genereller als Verwandte, Bekannte und Mitarbeitende von

<sup>42</sup> Dies kann natürlich daran liegen, dass nicht explizit danach gefragt wurde, oder daran, dass es für Freizeitbeschäftigungen in einem prekarierten Leben nicht viel Platz hat.

sozialen Institutionen, die positiv auf die Lebensgeschichten der Erzählenden einwirkten. Valbona erklärt, dass sie nach der Trennung von ihrem Mann hauptsächlich wegen der grossen Unterstützung eines in Deutschland lebenden Onkels und einer Mitarbeiterin aus der Mutter-Kind-Institution wieder ins Leben gefunden habe: „Die haben mich sehr stark gemacht. Sonst, ohne die, könnte ich nicht. [Wie e]ine Familie.“ Auch Bhavani erwähnt Bekannte und Freunde – meist auch aus Sri Lanka –, die ihr und ihrem Mann entweder Wohnungen oder Arbeit vermittelt haben. Jasmina konnte verschiedentlich auf ein starkes familiäres Netz zurückgreifen, wenn es darum ging, nach der Trennung ihres ersten Mannes schnell eine neue Bleibe zu finden oder bei der Kinderbetreuung einzuspringen. Institutionelle und praktische Orientierungshilfe bekam sie von ihrer städtischen Mütterberaterin. Auch in Maliks Leben haben sich Jobs und Wohnungen vor allem über sein Bekanntnetz finden lassen – bei ihm ist dieses weniger ausschliesslich von Leuten aus dem Irak geprägt. Als es um Unterstützung gegen seine Wegweisung aus der Schweiz ging, konnte er auf Hilfe von Institutionen wie der Kirche oder der Freiplatzaktion<sup>43</sup> zurückgreifen. Und auch wenn Anissa den Leistungen ihrer Sozialberaterin kritisch gegenübersteht, spricht sie lobende Worte über die Unterstützung verschiedener Hilfswerke, so des Schweizerischen Roten Kreuzes mit der Pflegehelferinnenausbildung oder der Caritas aus. Ein etwas anderer Fall ist der Bekannte von Javier und Alicia, der ihnen zwar eine Wohnung vermittelte, jedoch gegen Gebühr, was darauf hindeutet, dass er dies als informelles Geschäft betreibt.

Verschiedentlich wird deutlich, dass ein Hauptbezugspunkt in Zürich neben der Familie in der Exilgemeinschaft des jeweiligen Heimatlandes liegt, in der sich teilweise auch Verwandte der Familien bewegen. Gerade Jasmina spricht sehr viel von ihrer weitverzweigten Familie in der Schweiz. Auch Bhavanis „Kollegen“ sind meist sri-lankischer Herkunft. Ihre Tochter betont, dass es vor allem für ihre Eltern schwierig wäre, nicht in der Stadt Zürich zu wohnen, wo sich der Hauptteil ihres Netzwerks befindet. Weiter verspricht sich Bhavanis Tochter viel von der Unterstützungsleistung der Stiftung Domicil. Auch Dimitrios erwähnt viele Bekannte aus Griechenland oder Zypern, es zeigt sich jedoch, dass gerade bei Thekla einige wichtige Kontakte von der Arbeit kommen. So hält Dimitrios fest: „Who helped us about the flat? Your colleagues, where your Leiterin called. My friend found me the last job, your friend, he speaks with Kinderkrippe. So alone – we didn’t do all the things alone. But in Switzerland especially, 90 percent you have to have connections, vitamin B. To be faster. It’s like a lottery otherwise.“

Bourdieu's soziales Kapital, das für die Positionierung in verschiedenen sozialen Feldern zentral ist, könnte hier angeführt werden. Böhnisch unterscheidet im Lebensbewältigungsmodell konzeptuell zwischen einfacher und erweiterter Handlungsfähigkeit: Während sich die einfache Handlungsfähigkeit auf die Organisation des Alltags bezieht, gehört zur erweiterten Handlungsfähigkeit „vor allem die Fähigkeit, soziale Netzwerke und Unterstützungszusammenhänge aktiv wahrnehmen und in ihren Handlungsbedingungen und Spielräumen einschätzen zu können. Hier trifft sich die Bewältigungs- mit der Agency-Perspektive, die ebenfalls diesen aktiven Aneignungskontext thematisiert“ (Böhnisch, 2016, S. 105). Viele der bisher beschriebenen Muster lassen sich eher im Bereich der einfachen Handlungsfähigkeit verorten. Der erweiterten Handlungsfähigkeit soll im nächsten Unterkapitel Rechnung getragen werden.

#### 6.4.4 Erweiterte Handlungsfähigkeit

Die erweiterte Handlungsfähigkeit bezieht sich auf Netzwerke, Zusammenhänge und Handlungsspielräume. Es geht also darum, wie es jemandem gelingt, diese einerseits aufzubauen, aber auch zu erkennen und zu nutzen. Bis zu einem gewissen Grad verfügen alle Beteiligten über diese erweiterte Handlungsfähigkeit, da sie sich selbständig und freiwillig beim Angebot der Caritas Zürich wegen Wohnungssorgen gemeldet haben. Nichtsdestotrotz sind die Ausprägungen diesbezüglich sehr verschieden. Während die einen die

<sup>43</sup> Die Freiplatzaktion ist ein unabhängiger Verein, der sich u.a. in Form von Rechtshilfe für eine menschliche Asyl- und Migrationspolitik in der Schweiz einsetzt.

Herrschaftsverhältnisse in ihrem Lebenskontext zwar beklagen, aber annehmen, sind andere wendig in verschiedene soziale Gefüge eingebunden und kennen sich darüber hinaus mit ihren Rechten so gut aus, dass sie wissen, bei welcher Stelle sie was im Notfall auch einklagen können. Diese Unterschiede sind jedoch mit Vorsicht zu interpretieren, da sie auch auf Vulnerabilität und zur Verfügung stehende Ressourcen zurückzuführen sind: Wer über den sehr unsicheren F-Status verfügt und nur wenig Deutsch versteht und spricht, und sich vom sozialen Hintergrund her nicht gewöhnt ist, Dinge einzufordern, die einem zustehen könnten, wird Herrschaftsverhältnissen und allfälligen Willkürlichkeiten mehr ausgeliefert sein.

Die erweiterte Handlungsfähigkeit lässt sich im Rahmen des symbolischen oder sozialen Kapitals verorten, wenn dessen Wirkung vergegenwärtigt wird: Das soziale oder symbolische Kapital wirkt für die „Reproduktion bestehender Beziehungen“ (Bourdieu, 1979, S. 335). Hingegen wirkt die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gruppe – diejenige der Working Poor mit Migrationshintergrund – im Fall der Familien wohl wiederum eher hinderlich auf ihre Kreditwürdigkeit bezüglich symbolischen Kapitals (vgl. Treibel, 2006, S. 231).

## 6.5 Quartier und Milieu

### 6.5.1 Das Quartier

Das Quartier, in dem die Familien wohnen oder wohnen möchten, ist in den Gesprächen teils von grosser Bedeutung. Inês erzählt, dass es gerade für ihre drei Söhne, die alle eingeschult sind, unvorstellbar ist, in eine andere Gegend zu ziehen: „Ja, die Kinder sind gern in Oerlikon, gehen dort schon lange in die Schule. Sie wollen in dieser Schule bleiben. Ich sage ja, wenn wir eine andere Wohnung gefunden haben in einem anderen Quartier, sagen sie nein. Ich sage, was, nein? Immer sagt ihr, neue Wohnung, neue Wohnung.“ Lorantine möchte, dass ihre nächste Wohnung im Gegensatz zur jetzigen in einer Gegend mit vielen Kindern liegt. Jasmina würde am liebsten nur in Schwamendingen nach einer neuen Wohnung suchen, auch wenn sie weiss, dass die Erfolgsaussichten dadurch zusätzlich geschmälert werden. Ihr ganzes soziales Umfeld wohnt in diesem Quartier: „Ich bin jetzt seit neun Jahren in Schwamendingen. Seit ich aus Solothurn weg ging. Ich bin zehn Jahre in der Schweiz. Darum will ich nur in Schwamendingen suchen. Es gefällt mir hier. Ich habe den Cousin hier, Verwandte hier, Kollegen hier. Jeder von ihnen hilft mir, wenn ich ihn brauche, für das Kind oder so. [...]. Wenn ich nach Wallisellen oder Dietikon zügle, kenne ich gar niemanden. Wenn die Familie hier ist, ist es kein Problem. Aber ohne Familie ist es schwierig. Mein Mann ist auch ohne Familie hier.“

Häufig sind die Befragten in ihren Quartieren, die im städtischen Vergleich nicht zu den beliebtesten zählen, zufrieden und möchten nicht in ein „besseres Quartier“ ziehen. Wie das obige Beispiel Jasminas zeigt, sind auch die Landsleute, die im selben Quartier wohnen, ein Faktor, dort bleiben zu wollen. Diese Tendenz steht im Gegensatz zur häufig propagierten sozialen Durchmischung: „[...] soziale Mischung ist das allgemein geteilte Leitbild, ja man kann sagen: das Mantra der Stadtpolitik. Obwohl Mischung ständig beschworen wird, gibt es für deren höheren Nutzen nicht nur keine schlüssigen Begründungen, sondern es gibt auch keine wirksamen stadtpolitischen Instrumente, Segregation zu bekämpfen oder zu beseitigen“ (Häussermann, 2012, S. 385).

### 6.5.2 Das Milieu

Das Milieu beinhaltet die Grundzüge des Bewältigungshabitus und bietet damit den Rahmen für die Bewältigungskultur. „Unter ‚Milieu‘ verstehen wir dabei ein sozialwissenschaftliches Konstrukt, in dem die besondere Bedeutung persönlich überschaubarer, sozialräumlicher Gegenseitigkeits- und Bindungsstruk-

turen – als Rückhalte für soziale Orientierung und soziales Handeln – auf den Begriff gebracht ist“ (Böhnisch, 2012b, S. 52). Pelizzari ergänzt den Milieubegriff um „klassenspezifische Lebenschancen und -risiken und ähnliche Sozialisationsbedingungen“ (Pelizzari, 2009, S. 136). Dadurch kann er Brüche, aber auch gruppenspezifische Prägungen, Werte, Interessen, Ideologien und Verhaltensweisen beschreiben.

Das Milieu kann als Verbindung zwischen der individuellen Lebenswelt und der übergreifenden Sozialwelt – repräsentativ für das Gesellschaftliche – betrachtet werden (und genutzt werden, siehe Milieubildung, Kapitel 4.2.2 und Kapitel 8) (Böhnisch, 2016, S. 138). Bis zu einem gewissen Grad können die Befragten übergeordnet demselben Milieu zugerechnet werden, was ihre Zugehörigkeit zur „Klasse“ Working Poor mit Migrationshintergrund angeht. Gleichzeitig gibt es grosse Unterschiede, was die Sozialisationsbedingungen, Prägungen, Werte und Interessen angeht. Während die einen über sehr wenig schulische Bildung verfügen, haben andere einen höheren Schulabschluss erreicht. Auch in welchem Alter und aus welchen Gründen man sein Herkunftsland verlassen hat, prägen den Habitus mit. Nicht zuletzt wichtig ist, wie bereits dargestellt, aus welchem Land oder welcher Region die Familien stammen und welche Sprache sie sprechen. So tauchen bei Anissas und Khaleds Erzählungen nordafrikanische Netzwerke auf, während es bei Dimitrios und Thekla solche aus Griechenland und Zypern sind. Inês beschreibt, wie sie und ihr Partner viele Bekannte in der Romandie haben, wo es ihnen sprachlich leichter fällt, zu kommunizieren.

## 6.6 “Gutes Wohnen”

Über die Frage, was für die Familien „gutes Wohnen“ bedeutet, sollte analysiert werden können, was Traumvorstellungen eines schönen Zuhauses wären, wenn sie über keinerlei (finanzielle) Einschränkungen verfügen würden. Dadurch sollte sich – in Anlehnung an das Konzept einer „Zukunftswerkstatt“<sup>44</sup> – ableiten lassen, wie eine realistische Version dieses Traums allenfalls beschaffen und was hindernd oder förderlich für seine Umsetzung sein könnte. Im Vorfeld der Gespräche wurde antizipiert, dass die Befragten ihrer Phantasie keine Grenzen setzen würden und wortwörtlich von Traumschlössern erzählen. Doch wider Erwarten dominierten bereits bei den „Traumvorstellungen“ sehr realitätsnahe Bilder von gutem Wohnen. So ging es beispielsweise in den Schilderungen um Privatsphäre, Sicherheit, Gemütlichkeit, aber weniger um modernste Standards oder Riesenpaläste. So sagt Thekla: „For me it’s not a problem if I stay in a flat or a house. I don’t have a problem to stay all my life in a flat. For me it’s very important to feel good in the place where I am living. This is very important. It’s not the square meters that – if you stay in 300 square meters or 70 square meters. It doesn’t matter for me – just to feel good in the place where I am living.“ Teilweise werden gute Waschmaschinen, grosse Küchen, Badewannen und eigene Zimmer für die Kinder erwähnt oder die gut erschlossene Lage in Zürich – wobei auch hier wieder Aussenquartiere wie Schwamendingen, Seebach oder Altstetten positiv hervorgehoben werden. Valbona träumt von einem Gemüsegarten, obwohl ihr bereits ein Balkon genügen würde, wie sie nachschiebt. In diesem Sinne wurde also wenig von Träumen gesprochen, die zuerst auf eine realistische Variante hätten heruntergebrochen werden müssen. Sich leisten zu können, so zu wohnen, wie es die Familien beschreiben, müsste kein Luxus oder Traum sein für sie – und ist es aufgrund der aktuellen Situation dennoch. Die Familien sind sich durchaus bewusst, dass ein guter Raum bzw. eine gute Wohnung „als Ressource der Lebensbewältigung dienen oder als Beschränkung der Lebenschancen“ wirken kann (Schneider, 2012, S. 520) (vgl. Kapitel 4.1). Böhnisch schlägt im Rahmen seines Lebensbewältigungskonzepts vor, von einem „besseren Leben“ statt von einem „guten Leben“ zu sprechen, „weil er [der Begriff] historisch-empirisch rückbeziehbar und darin als Vergleichsgrösse darstellbar ist, während der Begriff des

<sup>44</sup> Das von Jungk und Müllert entwickelte Konzept macht Betroffene zu Expertinnen und Experten: Ein definiertes Problem wird analysiert. Um unter Moderationsanleitung eine Lösung zu finden, werden eine Kritik-, eine Phantasie- und eine Verwirklichungsphase durchlaufen und diskutiert (vgl. Jungk & Müllert, 1989).

„guten Lebens“ eher programmatisch gesetzt ist“ (Böhnisch, 2016, S. 187ff.). Entsprechend beschreiben die Familien auch eher ein besseres Wohnen als ein ideales, gutes Wohnen.

## 6.7 Typenbildung

Ursprünglich wurde angedacht, die Familien nach einer Typisierung bezüglich ihrer aktuellen Wohnsituation anzuordnen, allenfalls in Anlehnung an Böhnisch danach, wer freigesetzt, wer prekär und wer „gesettelt“ wohnt. Da unter freigesetztem Wohnen Familien, die wohnungslos sind, zu fassen sind, hätte man Familien interviewen müssen, die faktisch obdachlos sind (vgl. Kapitel 5.1.1). Weil wie erwähnt der Zugang über die Familienherbergen der Stadt Zürich nicht möglich war, ist keine der Familien aktuell in diesem freigesetzten Zustand – nur Bhavani und Jubayed sind von einer bereits ausgesprochenen Kündigung betroffen. Eine solche Typenbildung wäre somit nicht anwendbar, vielleicht auch aufgrund der begrenzten Interviewzahl zu rigide oder reduktionistisch, wenn die Familien in Typenschubladen gepresst würden. Im Folgenden werden deshalb Aussagen zu freigesetzten, prekären und „gesettelten“ Lebensphasen der Familien gemacht sowie in Verbindung zu Handlungsfähigkeit, Vulnerabilität und Resilienz gesetzt. Dies entspricht dem Ansatz, viel eher die Prozesse zu beleuchten, die Übergänge von einer Zone in eine andere bewirken, als Individuen statisch in Zonen zu verorten (Castel, zit. in Böhnisch, 2012a, S. 222). Damit können die persönliche Betroffenheit und die sozialstrukturellen Gegebenheiten zueinander in Bezug gesetzt werden (ebd., S. 224).

### 6.7.1 Freigesetzte Phase oder Zone der gesellschaftlichen Nichtexistenz<sup>45</sup>

Böhnisch fasst ein Kerndilemma unserer modernen Risikogesellschaft zusammen, wenn er sagt „[...], dass die modernen Gesellschaften den Einzelnen einerseits freisetzen und andererseits nicht vermitteln, wozu sie frei sind, den freigesetzten Menschen keine sozialen Orte bieten (...), wo sie in ihren Freiheiten Halt und Sicherheit finden könnten“ (Schröder, zitiert in Böhnisch, 2012b, S. 220).

Einige der Befragten haben Phasen in ihrem Leben hinter sich, in denen sie wohnungslos waren und die man durchaus als freigesetzt bezeichnen kann. Alicia und Anissa mussten bei ihren Müttern aus Platzgründen und zwischenmenschlichen Unvereinbarkeiten ausziehen, Alicia während sie schwanger war. Alicia wurde dann über die Sozialen Dienste in einer Mutter-Kind-Institution platziert, von wo aus sie zuerst in eine Notwohnung zog, sich von der Sozialhilfe ablöste und bei einer Freundin einzog, was man als prekäre, da informelle und temporäre Lösung bezeichnen kann. Anissa hingegen zog nach dem ersten Rauschmiss bei ihrer Mutter mit ihrem Bruder zusammen, in ein von der Sozialberaterin vermitteltes Hotel. Beim zweiten Mal wurde sie mit Mann und Kind in eine Familienherberge umgesiedelt. Von dort aus klappte es dann mit der Anmeldung bei der Stiftung Domicil, die der Familie eine befristete Genossenschaftswohnung vermittelte – was aufgrund der Befristung als ein Aufstieg aus einer freigesetzten in eine prekäre Phase verstanden werden kann. Lorantine musste aus nicht tragbaren Platzverhältnissen bei ihrem Vater ausziehen, wobei sie in die Pension Lutherstrasse gelangte, eine temporäre Auffanglösung für Frauen. Von dort erreichte sie mit Unterstützung einer Lehrerin die Anmeldung für eine JUWO-Wohnung, was ursprünglich als integrierte Lösung betitelt werden konnte, mittlerweile aber durch die Befristung aufgrund ihres Alters und der Sanierung des Gebäudes ebenfalls wieder eine prekäre Wohnsituation darstellt. Wie es für sie weitergeht, ist noch unklar.

Jasmina und Valbona hatten beide nach der Trennung von ihren Ehemännern keine Bleibe mehr – Jasmina konnte auf ihr familiäres Netzwerk zurückgreifen und bei Verwandten einziehen. Nachdem sich ihre prekäre Aufenthaltssituation gelöst hatte, fand sie eine Einzimmerwohnung für sich, die zuerst für

<sup>45</sup> Castel, zit. in Böhnisch, 2012a, S. 222.

eine Person als „gesettelt“ gelten kann, jedoch mit dem Familienzuwachs zu einer prekären Situation führte. Am liebsten würde sie nun in eine genossenschaftliche Wohnung umziehen. Valbona zog mit der raschen Unterstützung eines Onkels in ein Frauenhaus, von wo aus sie in eine betreute Mutter-Kind-Institution wechseln konnte. Über die Vermittlung ihrer dortigen Betreuerin hat sie mittlerweile eine gute, aber befristete Wohnung bekommen.

In den Beispielen zeigt sich, dass dieses Abrutschen in eine freigesetzte Zone mit gewissen Lebensereignissen einhergeht. Es wird ausserdem augenscheinlich, dass in der freigesetzten ‚Zone‘ verschiedene Institutionen ein letztes Auffangnetz darstellen, so Frauenhäuser, Mutter-Kind-Institutionen, Familienherbergen und Notwohnungen. Auch informelle Netzwerke von Verwandten und Freunden können (temporäre) Wohnlösungen bieten. Diese unbestritten wichtigen Auffangnetze richten sich jeweils an eine bestimmte Zielgruppe (Frauen, Alleinerziehende, Familien in der Stadt Zürich). Sie sind aber im Fall von Familienherbergen und Notwohnungen mit hohen Kosten verbunden<sup>46</sup>, die eine Abhängigkeit von Sozialhilfe auslösen können. Gleichzeitig ist die Stadt Zürich im Vergleich mit anderen Schweizer Gemeinden sehr gut eingerichtet, was die Zahl der Plätze für von Obdachlosigkeit bedrohte Personen angeht.

#### 6.7.2 Prekäre Phase oder Zone der Verwundbarkeit<sup>47</sup>

Befristete Wohnverhältnisse haben zwar Vorzüge gegenüber freigesetzten Zuständen, sind jedoch aufgrund ihrer Unbeständigkeit ein Grund zur Sorge und für ansteigenden Druck. Auch wenn die Familien meist bereits beim Einzug von der Befristung wissen, gehen sie solche Verhältnisse ein, um Wohnungslosigkeit wenigstens temporär abzuwenden.

Anissa und Khaled konnten sich aus ihrer befristeten Wohnsituation in einer Genossenschaft anmelden, wo sie vor kurzem eingezogen ist und jetzt mit ihrer Familie in einem „gesettelten“ Verhältnis lebt. Und doch befindet sie sich immer noch mit einem Bein in der Zone der Verwundbarkeit, da die Miete etwas über ihrem Budget liegt. Die Situation wäre erst richtig beruhigt, wenn sich die Einkommensverhältnisse der Familie verbessern würden. Bei Dimitrios und Thekla ist die Situation ähnlich: In letzter Minute – kurz vor dem Abriss ihrer befristeten Wohnung – fanden sie auf dem freien Wohnungsmarkt eine günstige Wohnung. In ihrer jetzigen Erwerbssituation liegt die Miete jedoch etwas über der von ihnen errechneten Limite und würde erst durch eine weniger prekäre Erwerbssituation zu einer Zone der Integration.

Alicia und Javier konnten aus ihrer Einzimmerwohnung in eine grössere Wohnung ziehen durch die informelle, kostenpflichtige Vermittlung eines Bekannten. Obwohl die Platzverhältnisse endlich entlastend wirken, hat der Umzug sie finanziell stark belastet. Auch für sie ist die Wohnung etwas zu teuer, auch wenn sie das aufgrund der frappanten Verbesserung der Situation gern in Kauf nehmen. Inês’ und Gibrils Wohnung droht durch den Familienzuwachs ebenfalls prekär zu werden. Die beiden würden gern bei der Stiftung Domicil angemeldet bleiben und so eine neue Wohnung finden. Ob dies möglich sein wird, weil sie mittlerweile nicht mehr bei der Sozialhilfe angemeldet sind, ist aufgrund ihrer äusserst knappen finanziellen Situation nicht klar.

Auch Maliks Wohnsituation wurde erst durch den Familienzuwachs zu einer prekären. Nach jahrelangem Suchen ist der Familie der Sprung in ein „gesetteltes“ Wohnverhältnis in Form einer städtischen Wohnung gelungen. Als einzige der portraitierten Familien müssen Malik und Leila ihr Budget durch die Miete nicht strapazieren.

<sup>46</sup> Die Tageskosten in einer Familienherberge belaufen sich (ohne Verpflegung) auf 140 Franken. Die Kosten für eine Notwohnung setzen sich individuell aus der jeweiligen Miete inkl. Nebenkosten und den obligatorischen Betreuungskosten je nach individueller Betreuungsstufe zusammen (vgl. Website Stadt Zürich, Sozialdepartement).

<sup>47</sup> Castel, zit. in Böhnisch, 2012a, S. 222.

### 6.7.3 „Gesetzelte“ Phase oder Zone der Integration<sup>48</sup>

Es zeigt sich, dass einerseits günstige Wohnungen auf dem freien Markt, aber auch solche gemeinnütziger Anbieter wie Genossenschaften oder städtische Wohnungen gesetzelte Wohnverhältnisse bedeuten können. Doch oftmals liegen auch diese mit ihren Mieten etwas über dem Budget, das sich die Familien eigentlich leisten könnten. Sie nehmen dies jedoch in Kauf, um sich aus sonstigen prekären Wohnverhältnissen lösen zu können. Die Situation bleibt dadurch aber in der Zone der Verwundbarkeit, weil weiterhin das Abrutschen in eine Verschuldung droht.

Die Beispiele zeigen, dass es sich bei den drei Zonen um fluide handelt. Die Familien wechseln in ihren Wohnbiographien zwischen diesen, wobei ein direkter Wechsel zwischen einer freigesetzten und einer „gesetzelten“ Phase eher unwahrscheinlich ist und meist über das Bindeglied einer prekären Phase verläuft. Die Familien, die sich durch eine gewisse erweiterte Handlungsfähigkeit auszeichnen, sich beispielsweise im Geflecht von Wohnungsmarkt, unterstützenden Institutionen, aber auch informelleren Netzwerken gut orientieren können, scheinen weniger vulnerabel, immer wieder in die freigesetzte Zone abzurutschen. Gewisse Faktoren verkleinern jedoch die Chance auf eine erweiterte Handlungsfähigkeit: So ist es als Alleinernterhaushalt deutlich schwieriger, sich neben allen anderen allein zu bewältigenden Aufgaben auch noch um diese Netzwerkzusammenhänge zu kümmern. Auch die Art des Aufenthaltsrechts verhindert gewisse Wohnmöglichkeiten: So hat man beispielsweise mit einem F-Status keinen Anspruch auf eine subventionierte städtische Wohnung. Gleichzeitig sind alle Familien durch ihre verwundbare Erwerbssituation vulnerabel auf dem Wohnungsmarkt. Zusammenfassend kann eine erweiterte Handlungsfähigkeit auch als eine Art der Resilienz verstanden werden.

---

<sup>48</sup> Castel, zit. in Böhnisch, 2012a, S. 222.

## 7 Schlussfolgerungen aus der Empirie

Aus den präsentierten Episoden und Erzählungen tritt deutlich hervor, dass prekäres Arbeiten eng mit prekärem Wohnen verknüpft ist. Die Prekarisierung des Privaten, des Rückzugsortes kann als eine Verschärfung der „Zone der Unsicherheit“ gedeutet werden. Sich – auch längerfristig – aus dieser Zone zu befreien, ist für die Familien ein schwieriges Unterfangen, gezeichnet von Zugangsbarrieren zu sozialen Feldern und Institutionen sowie der mangelnden Währung des notwendigen Kapitals. Dabei haben migrantische Working Poor ein anderes Vulnerabilitätsprofil als Schweizer Working Poor, was sich gerade darin zeigt, dass erstere um jeden Preis den Bezug von Sozialhilfe verhindern möchten<sup>49</sup>.

Weiter konnte ein Zusammenhang zwischen sogenannten „turning points“ und „life events“ in den (Wohn-)Biographien und dem Abrutschen in prekäre oder freigesetzte Wohnverhältnisse aufgezeigt werden. Während es Auffangnetze in der freigesetzten Zone gibt, die Obdachlosigkeit verhindern, bleiben die Lösungen in der prekären Zone rar. Gegenwärtig vermittelt einzig die Stiftung Domicil sicheren Wohnraum für Menschen im freigesetzten oder prekären Stadium. Geht es darum, in die Zone der Integration aufzusteigen, so gibt es für die Familien daneben einzig die Chance, eine günstige Wohnung auf dem freien Wohnungsmarkt, über Baugenossenschaften oder Stiftungen zu bekommen. Das Risiko, dass die Miete einer solchen Wohnung immer noch über dem Haushaltsbudget liegt, ist jedoch gross. Einzig bei den Stadtwohnungen – gerade den subventionierten – sind die Mieten tatsächlich tief genug, dass mit der neuen Wohnung keine Verschuldungsfalle droht.

Die Wohnbiographien zeigen, dass die Familien herausfordernde Lebenskrisen sehr unterschiedlich bewältigen. Entscheidend scheint dafür, wie sie ihre eigene Handlungsfähigkeit einschätzen bzw. inwiefern sie sich den soziostrukturellen Entwicklungen in ihrem Leben ausgeliefert sehen. Für das Wahrnehmen und Ausüben der eigenen „Agency“ sind soziale Netzwerke und ein verlässlicher Orientierungssinn im institutionellen Angebotsdschungel unerlässlich. Schlüsselpersonen in den entscheidenden Institutionen können helfen, dass nicht mit jedem Übergang erneuter Abstieg droht, sondern eine Art von Empowerment stattfinden kann. Neben Unterstützung von Aussen ist die Kenntnis der eigenen Rechte und Pflichten essentiell, um sich – trotz der eigenen Vulnerabilität – gegen geschene oder drohende Ungerechtigkeiten wehren zu können. Es gilt dabei zu betonen, dass „Lebensrisiken“ dabei keine individuellen Probleme sind, sondern stark durch „Lebensalter- und sozialstrukturtypische Bewältigungskonstellationen in der industriellen Risikogesellschaft“ geprägt werden (Böhnisch, 2012a, S. 220). Die individuelle Vulnerabilität oder Resilienz ist dabei neben den strukturellen Machtverhältnissen auch auf die Ressourcenverteilung zurückzuführen. Vulnerabilität beruht dabei auf dem Spannungsfeld von externen Bedrohungen und internen Bewältigungsmustern, es gibt also wenig deterministische Gewissheiten im Vorfeld, sondern viel eher Bedrohungen und Hoffnungen bezüglich Auf- oder Abstieg. Die Soziale Arbeit muss dieses Bewältigungswissen in ihre Arbeit miteinbeziehen, um „sozial rekonstruktiv“ systematisieren zu können – was allerdings nur mit interdisziplinären Kompetenzen möglich ist (Böhnisch, 2012a, S. 222). So kann Wohnen für Working Poor-Familien im besten Fall und mit einer ordentlichen Portion Glück zur Bewältigungs- statt zur Unsicherheitsressource werden.

---

<sup>49</sup> Selbstverständlich gehören auch Schweizerinnen und Schweizer zu der grossen Dunkelziffer der Nichtbezüglerinnen und -bezügler.



## 8 Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit und die Sozialpolitik

Aufgrund der Einblicke in die Wohnbiographien der Working Poor-Familien soll nun im Folgenden in Form von Handlungsempfehlungen explizit der Bogen geschlagen werden zur Professionellen Sozialen Arbeit und Sozialpolitik: Welche „Lessons“ können aus der Empirie abgeleitet werden und welche Perspektiven kann ein evaluativer Blick zur Verbesserung oder Schaffung von Angeboten und Haltungen eröffnen? Was sind Erfolgsfaktoren oder Stolpersteine, die bei solchen Überlegungen mitberücksichtigt werden sollten?

Vorab ist die Frage zu stellen, in wessen Verantwortungsbereich sozialhilfeunabhängige Working Poor gehören? Wessen Aufgabe ist es, dieser Zielgruppe Wohnungen oder Unterstützungsangebote bieten? Aktuell herrscht die sozialpolitische Haltung vor, dass „soziale Probleme, die im Zusammenhang von Wohnraumversorgung auftreten, – soweit sie nicht in einem direkten Zusammenhang mit Erwerbsarbeit der Betroffenen stehen – zur Lösung und Bewältigung an die Betroffenen zurückverwiesen“ werden (Mattes et al., 2010, S. 123ff.). Diese Haltung ist aufgrund der Erkenntnisse dieser Arbeit mit Nachdruck zurückzuweisen. Erst eine Stabilisierung von prekären Lebensumständen – gerade in den Bereichen Wohnen *und* Arbeit – ermöglicht es, ein unabhängiges, sozial integriertes Leben führen zu können. Eine vorausschauende, umsichtige Sozialpolitik soll entsprechend Sozial-, Armuts- und Wohnfragen miteinander verbinden.

### Handlungsempfehlung 1: Schaffung und Stärkung von Empowerment-Angeboten

Inwiefern kann mit Angeboten der Soziokultur und des Gemeinwesens soziale Mobilität von Working Poor unterstützt und gefördert werden? Wie kann dabei ein Blick „von oben“ vermieden werden, der die Betroffenen als Handelnde in den Verhältnissen entsubjektiviert (vgl. Candeias, 2008, S. 108)?

Hierfür kann ein Empowerment-Ansatz geeignet sein, der die Teilnehmenden<sup>50</sup> befähigt, einen eigenen Beitrag zur Lösung eines Problems beizutragen mithilfe der Aktivierung sozialer Unterstützung „vor allem in der sozialräumlichen Nahwelt, im sozialökologischen Bezug (Stark 1996) und damit in der Milieuperspektive“ (Böhnisch, 2012b, S. 312). Im Zentrum solcher Angebote stehen die Stärken der Beteiligten statt ihrer Defizite. Sie sollen als Akteurinnen und Akteure wahrgenommen und befähigt werden, sich die relevanten sozialen Zusammenhänge zu schaffen (vgl. ebd.). Durch diese Art des Empowerments werden Teilnehmende zu einer „aktiven und bewussten Auseinandersetzung mit den ihnen auferlegten Lebensbedingungen“ ermuntert (Scherr, 2002, S. 38). Denn nur durch dieses Bewusstsein ist eine erweiterte Handlungsfähigkeit – als „die Fähigkeit, soziale Netzwerke und Unterstützungszusammenhänge aktiv wahrnehmen und in ihren Handlungsbedingungen und Spielräumen einschätzen zu können“ – möglich (Böhnisch, 2016, S. 105). Die Soziale Arbeit als Praxis ist dafür unverzichtbar, da sie „ihren Adressaten unter Bedingungen der Benachteiligung, Ausgrenzung und Diskriminierung Zugang zu Chancen der Selbstbestimmung Selbstachtung verschafft“ (ebd, S. 39).

Empowerment kann auch die Stärkung von Resilienz bedeuten, wenn man das Konzept Resilienz soziologisch betrachtet und dabei „auf soziales Handeln, soziale Praktiken und Wissen, kollektive Deutungs-, Handlungs- und Orientierungsmuster sowie auf Ressourcen, seien sie sozialer, kultureller, wirtschaftlicher oder institutioneller Art, die mobilisiert werden können, [fokussiert], um das Wohlbefinden zu sichern oder wiederherzustellen“ (Promberger et al., 2015, S. 271).

<sup>50</sup> Es wird hier explizit nicht von Klientinnen und Klienten gesprochen, sondern von Teilnehmerinnen und Teilnehmern von Projekten oder Angeboten. Damit soll im Gegensatz zu ihrer Hilfsbedürftigkeit ihre Agency betont werden.

Als Angebotsform eignet sich eine offene Milieubildung, die die Sozialpädagogik oder die Soziale Arbeit nicht schaffen, sondern nur begleiten und unterstützen kann. Das Milieu wird dabei als ein „biografisch verfügbare[r], sozialräumliche[r] und sozialemotionale[r] Kontext der Gegenseitigkeit beschrieben, in dem sich Bewältigungskompetenzen entwickeln und an den Normalisierungshandeln zurückgebunden ist“ (Böhnisch, 2012b, S. 337). Mit einer durch die Sozialpädagogik oder die Soziale Arbeit gestärkten offenen Milieubildung wird eine Balance von Kollektivität und Individualität erreicht, die Bewältigungskompetenzen und erweiterte Handlungsfähigkeit aktivieren kann (ebd.).

Offene Milieubildung kann beispielsweise durch die Schaffung von Förderangeboten oder Plattformen zum Community-Building im Gemeinwesen unterstützt werden, wodurch für die Teilnehmenden quartierbasierte soziale Netzwerke an Bedeutung gewinnen können. Candeias (2008, S. 108) betont, dass die Organisationsformen vielfältig sind, von einem lokalen Ansatz des Community-Organisings an Treffpunkten (wie in den USA häufig initiiert) bis hin zu Kampagnen, die begleitend aufgebaut werden oder Forschungsgruppen, die sich zum Thema der Selbstorganisation zusammenschliessen und diese dokumentieren. Erfahrungen sollen dabei sichtbar gemacht und ausgewertet werden, so dass erfolgreiche Modelle und Ansätze auch von anderen Interessierten übernommen werden können. Durch die in der Masterarbeit aufgezeigte, nicht trennbare Verquickung von prekären Zonen, die sich auf Arbeit und Wohnen beziehen, scheint ein Bewusstsein dafür in entsprechenden Angeboten unerlässlich zu sein. Beispielsweise sollte es in solchen Treffpunkten oder Kampagnen Informationen dazu geben, wie und wo man Informationen zu Arbeit und Wohnen, aber auch zu Kinderbetreuung u.a.m. (auch bezüglich Rechten und Beschwerdemöglichkeiten) findet. Gleichzeitig sollte konkret aufgezeigt werden, wie man Wohnungen sucht sowie sprachliche Unterstützung gewährleistet werden<sup>51</sup>. Dabei könnten allenfalls auch Familien, denen eine Stabilisierung ihrer Lebens- und Wohnverhältnisse gelungen sind, eine aktive Vermittlungsrolle einnehmen und von ihren Erfahrungen berichten, so dass sich andere Familien an positiven Bewältigungsmustern orientieren können. Der Fokus könnte dabei auch auf ein vorgestelltes Reframing der eigenen Situation gelegt werden, wo funktionale Äquivalente vermeintlichen Defiziten gegenübergestellt würden (Böhnisch, 2016, S. 118ff.). Statt vom klassischen Bildungsdiskurs würde damit von einem subversiven Bildungsdiskurs ausgegangen, der auf Bewältigungskonstellationen fokussiert (Böhnisch, 2012b, S. 261).

Eine einleuchtende Form der Organisation sind bspw. die niederschweligen „Femmes-Tische“ der Stadt Zürich, wo Mütter einer Herkunftsregion unter der Moderationsleitung einer ebenfalls aus dieser Region stammenden Frau bestimmte Themen (v.a. zu Kinder und Prävention) miteinander in ihrer Muttersprache diskutieren (vgl. Website Stadt Zürich, Schul- und Sportdepartement).

Kritisch sollte an dieser Stelle angefügt werden, dass solche Angebote von der sozialpolitischen Ebene nicht nur anerkannt, sondern auch gefördert und mitfinanziert werden müssen, gerade wenn sie von Vertragspartnern und nicht der öffentlichen Hand angeboten werden<sup>52</sup>. Auch die schwierige Rolle der Sozialpädagogik oder der Sozialen Arbeit als Brückenbauerin muss anerkannt werden: Die Aufgabe, sozial Benachteiligte zu aktivieren, an solchen Angeboten und dem entsprechenden Diskurs teilzunehmen, ist oftmals enorm anspruchsvoll, was auf verschiedene Gründe, unter anderem die zeitliche Verfügbarkeit von prekär arbeitenden Working Poor zurückzuführen ist.

<sup>51</sup> Wichtig bei der Schaffung solcher Möglichkeiten ist die vorausgehende sorgfältige Prüfung, ob es nicht schon bestehende Angebote gibt, die diese Aufgaben übernehmen, so dass komplementär und nicht in Konkurrenz zueinander gearbeitet wird.

<sup>52</sup> Dass der Kampf um Finanzierung über Stiftungen u.Ä. aktuell und wohl auch in Zukunft schwierig ist, ist u.a. auf die tiefen Zinsen zurückzuführen.

## Handlungsempfehlung 2: Förderung von preisgünstigem Wohnungsbau als Objekthilfe

Die Empfehlung, preisgünstigen Wohnungsbau zu fördern, richtet sich an die Handlungsebene der Sozialpolitik<sup>53</sup>. Der Staat verfügt über eine gewichtige Rolle, da er nicht nur Raum schafft, sondern auch „space of consumers and producers of housing“ (Wacquant, 2008, S. 202). Auch wenn die Stadt Zürich in einem nationalen Vergleich eine fortschrittliche Position in der Förderungslandschaft von gemeinnützigem Wohnungsbau einnimmt, so ist der Bedarf doch stetig und nicht abreissend gross.

Mittel zur Objektförderung sind „zum Beispiel die Abgabe von Land im Baurecht, Bürgschaften, Darlehen sowie Baukosten-, Zins- oder Abschreibungsbeiträge. Auch Beteiligungen am Eigenkapital von gemeinnützigen Bauträgern lassen sich im weitesten Sinn dazu zählen“ (Gerber, 2015, S. 2). In der Stadt Zürich besitzt und vermietet die städtische Liegenschaftsverwaltung rund 9000 Wohnungen, die teilweise subventioniert sind. Die meisten der städtischen Wohnungen sind in der Vermietung an Bedingungen geknüpft, was Belegzahl und Einkommenslimiten der Mietenden angeht und werden zur Kostenmiete angeboten (vgl. Website Stadt Zürich, Finanzdepartement). Damit anerkennt die Stadt, dass die Bewohnenden von Zürich über unterschiedliche Möglichkeiten und Zugangschancen zum Wohnungsmarkt verfügen (vgl. Böhnisch, 2016, S. 142). Der Zugang zu den städtischen Liegenschaften wird jedoch einerseits dadurch erschwert, dass sich – wie sich in den Interviews herauskristallisierte und auch medial bekannt ist (Huber, 2016) – auf jede ausgeschriebene Wohnung sehr viele Leute bewerben. Andererseits werden die Zulassungsbedingungen zwar zum Zeitpunkt der Vermietung geprüft, nicht jedoch in regelmässigen Abständen während des Mietverhältnisses. Dies kann dazu führen, dass Personen die Wohnungen besetzen, die in der Zwischenzeit keinen Anspruch mehr darauf hätten und damit verhindern, dass eine anspruchsberechtigte Person oder Familie einziehen könnte<sup>54</sup>. In einer Sozialpolitik, die Wohnbaupolitik beinhaltet und auch Armutspolitik sein will, muss die Vergabepolitik dieser Wohnungen miteingeschlossen sein – gerade auch, wenn der gemeinnützige Wohnungsbau<sup>55</sup> mitgefördert wird, da armutsbetroffene Haushalte oftmals gerade zu diesen Angeboten keinen Zugang finden (SKOS & FHNW, 2015, S. III). Ein Ausbau der Objektförderung ist ein mittelfristiges politisches Mittel, die Zugangschancen von Personen mit wenig finanziellen Mitteln auf dem Wohnungsmarkt zu verbessern und damit eine sozialorientierte Mietpolitik zu stärken.

Neben der Wohnbauförderung müsste die Stadt Zürich bzw. das städtische Sozialdepartement Kontrakte mit verlässlichen Partnern ausbauen. So ist die Stiftung Domicil einzige Vermittlungsinstitution im Raum Zürich, die sich explizit Sozialhilfebeziehenden annimmt. Mit der starken symbolischen Währung der Solidarhaftung verschafft die Stiftung Domicil ihren Klientinnen und Klienten Zugang zu Wohnungen neben denen der städtischen Liegenschaftsverwaltung (z.B. durch langjährige Partnerschaften mit Wohnbaugenossenschaften).

## Handlungsempfehlung 3: Vergabe von Wohngeld als Subjekthilfe

Die Vergabe von Wohngeld an Betroffene stellt eine weitere mögliche Form der Unterstützung dar, die sich an das Subjekt richtet und ebenfalls über die sozialpolitische Ebene initiiert werden müsste. Beispiele

<sup>53</sup> Ein weiteres politisches Feld, wo ein Bewusstsein für geographische Klassenunterschiede essentiell wäre, ist dasjenige der Stadtplanung und -entwicklung (siehe Wacquant, 2008). Weitere diesbezügliche Ausführungen würden jedoch den Rahmen der Masterarbeit sprengen.

<sup>54</sup> Der Zürcher Gemeinderat debattiert darüber, ob die Erfüllung der Kriterien in den städtischen Liegenschaften regelmässig überprüft werden soll oder nur beim Einzug (siehe Huber, 2016 im Tages-Anzeiger vom 16.7.2016).

<sup>55</sup> Gemeinnützigkeit bezieht sich auf das allgemeine Wohl, ohne eigene wirtschaftliche oder materielle Interessen. Im Wohnungsbau trifft dies insbesondere auf Wohnbaustiftungen und Wohnbaugenossenschaften zu (vgl. VLP-ASPAN, S. 4).

solcher Subjekthilfe<sup>56</sup> finden sich unter anderem in den Kantonen Basel Stadt („Familienmietzinsbeiträge“) und Genf („allocation logement“) (vgl. Gerber, 2015, S. 2). Als Best Practice-Beispiel soll hier Basel erwähnt sein, wo die Zielgruppe „Familie“ Wohngeld als Zulage bezieht, welches weitere Direkttransfers wie Prämienverbilligungen ergänzt (vgl. Brutschin, 2012, S. 16). Wenn ein solcher Wohnzuschuss der Sozialhilfe vorgelagert ist, könnte er das Dilemma der migrantischen Working Poor-Familien lösen, die keine Sozialhilfe beziehen möchten, um ihren Bewilligungsstatus nicht zu gefährden.

Um einer allfälligen Segregation entgegenwirken zu können, müsste die Subjekthilfe so ausgestattet sein, dass sie eine echte Wahlfreiheit zuliesse, welches Wohnquartier gewählt wird (Häussermann, 2012, S. 395). Wie sich in den Gesprächen mit den Familien gezeigt hat, würden wohl die meisten Familien jedoch gar nicht unbedingt aus ihrem aktuellen Wohnquartier wegziehen. Während die Objekthilfe den Wohnungsmarkt mittelfristig umgestaltet, ist die Subjekthilfe ein unmittelbares Unterstützungsinstrument, das es Betroffenen erlaubt, rasch eine neue Wohnung zu finden. Sie ändert jedoch nichts an den übersteuerten Mieten bei vielen Wohnungen und unterstützt indirekt diese Vermietungspraxis. Dies liesse sich entschärfen, wenn Mietzinszuschüsse nur auf mit Objekthilfe geförderte Liegenschaften beschränkt wären (was in Zürich mit der Vergabe von objektgeförderten Wohnungen nach Belegungs- und Einkommensvorschriften geschieht) (Gerber, 2015, S. 2).

#### Handlungsempfehlung 4: Als Profession eine politische Stimme sein

Bourdieu vertritt mit seiner bereits in Kapitel 5.2 propagierten Anwaltschaftlichkeit, Ungerechtigkeiten auch auf einer wissenschaftlichen Ebene positionsbezogen darzulegen. „Widersprüche sichtbar zu machen, bedeutet nicht, sie zu lösen. Aber bei aller Skepsis hinsichtlich der gesellschaftlichen Wirksamkeit soziologischer Botschaften kann man ihnen dennoch nicht jegliche Wirkung absprechen, eröffnen sie doch jenen, die leiden, einen Weg, ihr Leiden auf gesellschaftliche Ursachen zurückzuführen und sich solcherart vom Gefühl eigenen Verschuldens zu befreien. Und bringen sie doch die kollektiv verdunkelte gesellschaftliche Bedingtheit des Elends in all seinen auch noch so intimen und noch so geheimen Formen zu Bewusstsein“ (Bourdieu, zit. in Hardering, 2011, S. 50).

Die Expertise der Sozialen Arbeit ist nun auch neben der wissenschaftlichen Ebene gefragt: Die Soziale Arbeit als Profession sollte sich über die Ränder ihres Diskurses hinaus Gehör verschaffen, nicht nur fachlich, sondern auch politisch und eine sozialpolitisch inspirierte Diagnostik wagen (Böhnisch, 2012b, S. 319). So ist Böhnisch beizupflichten, der „Infrastruktur statt Massnahmen“ fordert, um die Soziale Arbeit zu stärken und Gegensteuer zur Ökonomisierung des Sozialen zu geben, die aktuell auch in der Schweiz vorherrscht (Böhnisch, 2012b, S. 354). Unter dem Credo von „new public management“ werden Effektivität, Effizienz, Kosten-Nutzen-Rechnung und gleichzeitig Selbstverantwortung gefordert, ohne bestehende Ungleichheiten oder Machtdivergenzen zu berücksichtigen. Daraus entspringt ein neuer Widerspruch für die Soziale Arbeit: „Einerseits steigt der reale Bedarf an sozialarbeiterischem Handeln, da die Ungleichheit bei der Teilhabe an den gesellschaftlichen Ressourcen zunimmt, gleichzeitig muss Soziale Arbeit in allen Feldern zunehmend beweisen, ob und wo sie zwingend erforderlich ist, welchen Effekt sozialarbeiterisches Handeln hat und ob sie diese Leistungen nicht ggf. durch geringer bzw. anders qualifiziertes Personal oder durch externe Dienstleister effizienter zu erbringen wäre“ (Kraus & Mattner, 2008, S. 170ff.).

Vor diesem Hintergrund erscheint es umso wichtiger, dass sich die Professionelle Soziale Arbeit auch in die Diskussion einbringt, welche vermeintlich individuellen Probleme eigentlich *soziale* Probleme sind.

<sup>56</sup> Eine weitere Form der Subjekthilfe sind gemäss Gerber (2015, S. 2) die Beiträge an die Wohnkosten im Rahmen der Ergänzungsleistungen von AHV/IV und Sozialhilfe.

Denn für die Definition sozialer Probleme entscheidend ist, dass sie „als unerwünscht, belastend und veränderbar in der Gesellschaft definiert werden“ (Groenemeyer, 1999, S. 43). Damit diese vermeintlich individuellen Probleme also zu sozialen Problemen umgedeutet werden können, müssen sie von einer Öffentlichkeit wahrgenommen werden. Diese öffentliche Wahrnehmung der Working Poor gestaltet sich als schwierig, da „die Arbeiter“ nicht mehr wie während der Arbeiterbewegung und in sozialistisch orientierten Gesellschaften als eine Klasse wahrgenommen, sondern weitgehend unsichtbar sind und als Gruppe wenig zur Kenntnis genommen werden (Wacquant, 2008, S. 200). Die Existenz von Armut als soziales Phänomen wird in einer ‚reichen‘ Gesellschaft mehrheitlich negiert. Essentiell für die Anerkennung übergeordneter kritischer Lebenskonstellationen, die grössere Gruppen treffen, ist, dass diese als soziale Probleme anerkannt werden (Böhnisch, 2016, S. 94). „Wenn aber so getan wird, als gäbe es heute so viele neue Mischungen von Armut, dass man nicht mehr von Armutslagen wie von Klassenlagen sprechen könne, dann rutscht man in eine individualisierte Perspektive“ (ebd., S. 166). Essentiell für die Anerkennung sind einerseits der Staat als Problemlöser und andererseits die politischen Diskursarenen, wo Wählerinnen und Wähler gewonnen werden (Peters, 2000, S. 38; Schetsche, 1996, S. 133). Dabei fungiert die soziale Mitte als Meinungsmacherin, die entscheidet, wer aufgrund ihrer Anerkennung Ansprüche auf Leistungen hat bzw. miteinbezogen werden soll. Die Mittelschicht fürchtet sich in einer unsicherer werdenden Welt mehr und mehr vor dem sozialen Abstieg und grenzt sich umso vehementer von den grösser werdenden Rändern der Gesellschaft ab. Wer ist aus ihrer Sicht anspruchsberechtigt auf Unterstützung (Böhnisch, 2012b, S. 13)<sup>57</sup>? Und wer ist ein Bürger, eine Bürgerin?

Die Soziale Arbeit als Profession muss sich aktiv in solche Debatten einbringen, auf ihre alltägliche Expertise zurückgreifen, Beispiele machen, politischen Vereinfachungen entgegenwirken und den Mut dazu haben, gesellschaftliche Anerkennung von Hilflosigkeit zu fördern (Böhnisch, 2016, S. 199).

#### Handlungsempfehlung 5: Disziplinäre Anerkennung der Wichtigkeit von Wohnen

Während sich die vorangehende Handlungsempfehlung auf die Professionsebene bezieht, richtet sich diese Empfehlung an die berufliche Praxis und die Ausbildung dazu. Die Masterarbeit hat aufgezeigt, dass Wohnen aufgrund seiner starken Verbindung zu anderen Lebensfeldern, mit denen sich die Soziale Arbeit auseinandersetzt, ein Schlüsselthema derselben sein sollte. In vielen der Interviews klingt gleichzeitig an, wie wenig Unterstützung die Familien beim Thema Wohnen bekamen, insbesondere, als sie noch Sozialhilfebeziehende waren. In der Studie der SKOS / FHNW beschreiben Expertinnen und Experten, dass viele Mitarbeitende sozialer Organisationen sich der Schlüsselrolle des Wohnens als Basis für alle weiteren Lebensbereiche bewusst seien. Um der Problematik begegnen zu können, fehle es hingegen an Kenntnissen oder Handlungsspielräumen im Bereich Mietrecht und Wohnungsmarkt. Weiter gäbe es so gut wie keine Anlaufstellen mit ausreichenden Ressourcen, die vor allem armutsbetroffene Menschen und Menschen in prekären Lebenslagen in angespannten Wohnungsmärkten bei der Wohnungssuche unterstützen könnten (SKOS & FHNW, 2015, III)<sup>58</sup>. Wohnen als Schnittstellenthema müsste entsprechend mehr Gewicht in der Ausbildung, aber auch im beruflichen Handeln von Sozialarbeitenden bekommen, damit sie einen sensibilisierten und wenn erforderlich interdisziplinären Umgang mit der Thematik erlernen und Präventionsarbeit bei drohendem Wohnungsverlust leisten können. Hierfür ist es unerlässlich, dass Praktikerinnen und Praktiker ihre berufliche Situation reflektieren können und in der

<sup>57</sup> Eine der interviewten Familien wurde in einer Reportage der Neuen Zürcher Zeitung mit ihrer schwierigen Wohnungssuche portraitiert. Einige der dazugehörigen Leserkommentare zeigen, wie Working Poor-Familien mit Migrationshintergrund für die Kommentierenden, die man wohl zur sozialen Mitte der Schweiz rechnen kann, ein Synonym für nicht anspruchsberechtigte Schmarotzer sind (Höhn, 2016).

<sup>58</sup> Die Anlaufstelle für Vermieter, ein Pilotprojekt des Stadtzürcher Sozialdepartements, das bei Problemen zwischen sozialhilfebeziehenden Mietenden und ihren Vermietenden vermitteln sollte, um solche Mietverhältnisse zu entlasten und längerfristig zu sichern, wurde nach der Pilotphase 2014 eingestellt.

Lage sind, Handlungsoptionen abzuwägen. „Wesentliche Grundlage, um die eigene Position zu festigen, ist zunächst das Wissen um den Berufsauftrag, die ethischen Grundlagen, die Inhalte, Produkte, Leistungen und Methoden der Sozialen Arbeit, das heisst die Sicherheit in der beruflichen Identität. Von Bedeutung ist insbesondere die Darstellung eines eindeutigen Profils Sozialer Arbeit unter ökonomischen Rahmenbedingungen und das Herausstellen gegenüber anderen Berufsgruppen oder Qualifikationen“ (Kraus & Mattner, 2008, S. 174).

## 9 Fazit und Ausblick

In der Stadt Zürich eine adäquate Wohnung zu finden, ist schwierig, da die Leerstandquote seit geraumer Zeit sehr tief und günstiger Wohnraum rar ist. Dabei sind gewisse Gruppen auf dem Wohnungsmarkt durch ihren beschränkten Zugang und ihre Ressourcen besonders benachteiligt. Zu diesen Gruppen gehören Working Poor-Familien, die trotz Erwerbsarbeit in finanziell instabilen Verhältnissen leben. Sie harren oft gezwungenermassen in prekären Wohnverhältnissen aus, die zu teuer, zu eng, zeitlich befristet oder in gesundheitsgefährdendem Zustand sind, weil sie keine ihrem Budget entsprechende Wohnung finden. Andere ziehen von befristeten in befristete Wohnungen. Während „Wohnen“ sozialwissenschaftlich auf einer abstrahierten Ebene behandelt und Fragen der sozialen Stadt vor allem stadtplanerisch und quantitativ nachgegangen wird, stellt eine qualitative Forschung zum Wohnen Benachteiligter in einem Schweizer Kontext aus sozialwissenschaftlicher und -arbeiterischer Perspektive eine Lücke dar. Theoretisch stützt sich die Masterarbeit auf die Überlegungen Becks zur Risikogesellschaft, aber auch auf Ansätze der englischsprachigen „Housing Studies“ und dem Ansatz der „mobilities of disadvantage“. Während die Prekarisierungsgesellschaft als sozialstruktureller Rahmen dient, wurden entlang von Böhnischs Lebensbewältigungskonzept Fragen nach Vulnerabilität, Resilienz und dem Einsatz von Kapital nach Bourdieu gestellt. Aufgrund der qualitativen Forschungslücke stellte die Masterarbeit Working Poor-Familien in der Stadt Zürich in den Fokus und fragte in episodischen Interviews nach ihren Wohnbiographien, ihrem Verständnis von ‚gutem Wohnen‘ und ihren Bewältigungsstrategien. Die Wohnbiographien zeigen auf, welchen Institutionen des Wohnens sie begegneten und wie sie kritische Lebensphasen bewältigten. Neben den Besonderheiten der jeweiligen Fälle lassen sich aus ihren Gemeinsamkeiten Schlüsse zu den soziostrukturellen Bedingungen ableiten, unter den die Familien leben. Die Phasen freigesetzten, prekären und integrierten Wohnens sind dabei fluid, d.h. viele Familien wechseln zwischen ihnen. Während es in der freigesetzten Zone einige Auffanginstitutionen gibt, die eine Obdachlosigkeit verhindern, existieren ausser der Stiftung Domicil keine Angebote, die den Weg in ein „gesetzeltes“ Wohnen unterstützen. In den Interviews wird erkennbar, wie die Familien ihren Erlebnissen in ihren Interpretationen Sinn geben. Gerade die Ausübung, aber auch Wahrnehmung der eigenen Handlungsfähigkeit in Anlehnung an Böhnisch kann mitentscheidend dafür sein, ob sich eine Situation stabilisiert. Zu dieser Agency sind in einem erweiterten Sinn auch soziale Netzwerke der Familien und ihrer Mitglieder zu rechnen, deren soziales Kapital nach Bourdieu. Dazu gehören neben der Kernfamilie als Bewältigungsraum auch die erweiterte Familie und die Exilgemeinschaft des Herkunftslandes. Eine erweiterte Handlungsfähigkeit äussert sich bei den Betroffenen in der Artikulationsfähigkeit ihrer Probleme und in ihrem Orientierungssinn in der Unterstützungslandschaft Zürichs, aber auch in der Kenntnis der eigenen Rechte, wenn es darum geht, gegen Unstimmigkeiten und Ungerechtigkeiten vorzugehen. Es zeigte sich, dass es auch innerhalb der befragten Gruppe der Working Poor-Familien grosse Unterschiede bezüglich Vulnerabilität und Resilienz gibt, gerade aufgrund der Familienkonstellation, des Aufenthaltsstatus oder der Artikulationsfähigkeit. Auf einer Metaebene der theoretischen Einbettung konnten die empirischen Ergebnisse aufzeigen, dass die Prekarisierung des Wohnens in enger Verbindung zu anderen Lebensumständen der Familien steht, namentlich zum prekären Erwerbsstatus als Working Poor und zu ihrem Migrationshintergrund, der allen Familien dieser Untersuchung gemein ist. Gerade der Migrationshintergrund kann prekarisierende Auswirkungen auf den staatlichen Unterstützungsbezug der Familien haben, die ihren Aufenthaltsstatus nicht gefährden wollen. Aus diesen Betrachtungen wurden Handlungsempfehlungen für die Soziale Arbeit abgeleitet, die einerseits die Bedeutung des Wohnens als sozialarbeiterisches Querschnittsthema betonen, aber auch nahelegen, die Rolle der Handlungsfähigkeit von betroffenen Familien durch Empowermentangebote zu stärken. Gleichzeitig ist die Förderung angemessenen Wohnraums auch auf einer sozialpolitischen Ebene entscheidend, sowohl in der Unterstützung von preisgünstigem Wohnungsbau, aber auch in Instrumenten der Subjekthilfe, die sich direkt an betroffene Familien wenden. In einem letzten Schritt wird an die Professionelle Soziale Arbeit appelliert, das politische Engagement nicht zu scheuen und im Sinne

Bourdieu auf Missstände, die sich in der Ökonomisierung des Sozialen und der Verbreitung des Working Poor-Phänomens manifestieren, aufmerksam zu machen.

Weiterführend lässt sich festhalten, dass gerade in einem Schweizer Kontext sowohl das Phänomen der Working Poor als auch Fragen des Wohnens wissenschaftlich eher Neuland bedeuten, jedoch für die Soziale Arbeit in Zukunft meines Erachtens von zunehmender Bedeutung sein werden. Ausblicke über die disziplinären, aber auch sprachlichen Fachgrenzen hinaus können dabei künftig Inspirationsquelle sein, wenn es um weiterführende Fragen von Forschung, aber auch best practice-Ansätzen geht. Man denke dabei neben den wissenschaftlichen Auseinandersetzungen der „Housing Studies“ des englischsprachigen Raums auch an gemeinnützige Zusammenschlüsse wie „Housing Europe“, das in Brüssel ein Sekretariat führt, das sich aktiv für die gemeinnützigen Wohnbelange in der Europäischen Union einsetzt. Der Ausschluss und die Benachteiligung vieler vulnerabler Gruppen auf dem Wohnungsmarkt gerade nach ökonomischen, aber auch kulturellen oder symbolischen Kriterien ist denn auch bei weitem kein auf die Stadt Zürich begrenztes Phänomen, sondern lässt sich in ländlichen Regionen, anderen Schweizer Städten aber auch Grossstädten auf der ganzen Welt finden. Eine vertiefte thematische Auseinandersetzung auf praktischer, professionstheoretischer und wissenschaftlicher Ebene trägt dazu bei, dass dieser Ausschluss in Zukunft vermehrt als soziostrukturelles und -ökonomisches Problem und nicht als individuelles Versagen interpretiert und angegangen werden kann.



## Bibliographie

- Atkinson, Rowland et al. (2011). *Gentrification and Displacement. The Household Impacts of Neighbourhood Change*. Melbourne: Australian Housing and Urban Research Institute.
- Augé, Marc. (2012). *Tagebuch eines Obdachlosen*. München: C.H. Beck.
- Beck, Ulrich. (1986). *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Beer, Bettina. (2007). Interviews. In: Jürgen Straub et al. (Hrsg.), *Handbuch interkulturelle Kommunikation und Kompetenz. Grundbegriffe, Theorien, Anwendungsfelder* (S. 334-341). Stuttgart: Metzler.
- Bohle, Hans-Georg & Glade, Thomas. (2007). Vulnerabilitätskonzepte in Sozial- und Naturwissenschaften. In Carsten Felgentreff und Thomas Glade (Hrsg.), *Naturrisiken und Sozialkatastrophen* (S. 99-119). Heidelberg: Spektrum.
- Böhm, Andreas. (2000). Theoretisches Codieren: Textanalyse in der Grounded Theory. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 475-485). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Böhnisch, Lothar. (2012a). Lebensbewältigung. Ein sozialpolitisch inspiriertes Paradigma für die Soziale Arbeit. In: Werner Thole (Hrsg.), *Grundriss Soziale Arbeit. Ein einführendes Handbuch* (S. 219-233). Wiesbaden: Springer VS.
- Böhnisch, Lothar. (2012b). *Sozialpädagogik der Lebensalter. Eine Einführung*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Böhnisch, Lothar. (2016). *Lebensbewältigung. Ein Konzept für die Soziale Arbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Bosshard, Fredi. (2012, 20. September). UNO-Jahr der Genossenschaften. Wohnen für alle, gut und schön. *WOZ*, S. 15-17.
- Bourdieu, Pierre. (1979). *Entwurf einer Theorie der Praxis auf der Grundlage der kabylischen Gesellschaft*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Bourdieu, Pierre. (2010). An den Leser. In Pierre Bourdieu et al. (Hrsg.), *Das Elend der Welt* (Studienausgabe, 2. Auflage) (S. 13-14). Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Brutschin, Christoph. (2012). Subjekt- oder Objekthilfe? – eine Auslegeordnung. In: Departement für Wirtschaft, Soziales und Umwelt des Kantons Basel-Stadt, *Sozialhilfe Jahrbuch 2012* (S. 12-16).
- Bundesamt für Statistik. (2004). *Arm trotz Erwerbstätigkeit. Working Poor in der Schweiz*. Neuchâtel: Bundesamt für Statistik (BFS).
- Bürkner, Hans-Joachim. (2010). *Vulnerabilität und Resilienz. Forschungsstand und sozialwissenschaftliche Untersuchungsperspektiven*. Working Paper, Erkner, Leibniz-Institut für Regionalentwicklung und Strukturplanung. Abgerufen von <http://www.irs-net.de/download/wp-vr.pdf>

- Candeias, Mario. (2008). Prekarisierung und prekäre Soziale Arbeit. In: Christian Spatscheck et al. (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Ökonomisierung. Analysen und Handlungsstrategien* (S. 94-110). Uckerland OT Milow: Schibri-Verlag.
- Caritas Schweiz. (2014). *Wohnen und Armut – Eine Analyse zum Engagement der Kantone. Beobachtungen der Caritas zur Armuts politik 2014*. Luzern: Caritas-Verlag.
- Caritas Zürich. (2013). *Zu wenig Wohnung*. Abgerufen von <http://www.caritas-zuerich.ch/p53001713.html>
- Castro Varela, Maria do Mar & Dhawan, Nikita. (2004). Horizonte der Repräsentationspolitik – Taktiken der Intervention. In Bettina Ross (Hrsg.), *Migration, Geschlecht und Staatsbürgerschaft. Perspektiven für eine antirassistische und feministische Politik und Politikwissenschaft* (S. 205-226). Wiesbaden: Springer VS.
- Coates, Ta-Nehisi. (2015). *Between The World And Me*. Melbourne: Swann House.
- Desrosières, Alain. (2005). *Die Politik der großen Zahlen. Eine Geschichte der statistischen Denkweise*. Berlin/Heidelberg: Springer.
- Diaz-Bone, Rainer & Weischer, Christoph (Hrsg.). (2015). *Methoden-Lexikon für die Sozialwissenschaften*. Wiesbaden: Springer.
- Dörr, Margret. (2010). Erinnerung als biografische Wissensressource. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 35-52). Bern: Peter Lang AG.
- Dufty-Jones, Rae. (2012). Moving Home. Theorizing Housing Within a Politics of Mobility. *Housing, Theory and Society* 29(2), S. 207-222.
- Efionayi-Mäder, Denise, Schönenberger, Silvia, & Steiner, Ilka. (2010). *Leben als Sans-Papiers in der Schweiz. Entwicklungen 2000-2010*. Bern-Wabern: Eidgenössische Kommission für Migrationsfragen EKM.
- Flick, Uwe. (1996). Psychologie des technisierten Alltags. Soziale Konstruktion und Repräsentation technischen Wandels in verschiedenen kulturellen Kontexten. In: *Beiträge zur psychologischen Forschung, Bd. 28*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Flick, Uwe. (2006). *Qualitative Sozialforschung. Eine Einführung*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Flick, Uwe. (2011). Das Episodische Interview. In: Gertrud Oelerich & Hans-Uwe Otto (Hrsg.), *Empirische Forschung und Soziale Arbeit* (S.273-280).
- Fuhrmann, Bernd, Meteling, Wencke, Rajkay, Barbara & Weipert, Matthias. (2008). *Geschichte des Wohnens. Vom Mittelalter bis heute*. Darmstadt: WBG (Wissenschaftliche Buchgesellschaft).
- Gabriel, Thomas. (2005). Resilienz – Kritik und Perspektiven. *Zeitschrift für Pädagogik* 51 (2), S. 207-217.
- Gautschi, Joel & Rügger, Cornelia. (2010). Objektivierung des objektivierenden Subjekts?! Bourdieus Konzept der Reflexivität als Mittel der Reflexion von Fallrekonstruktionen. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 245-251). Bern: Peter Lang AG.

- Gerber, Lea. (2015). Bezahlbarer Wohnraum – welche Förderung ist sinnvoll? Die Vor- und Nachteile der Objekt- und Subjekthilfe. *Infopool Wohnbaugenossenschaften Schweiz*, S. 1-8.
- Gerull, Susanne. (2011). *Armut und Ausgrenzung im Kontext Sozialer Arbeit*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa.
- Groenemeyer, Axel. (1999). Soziale Probleme, soziologische Theorie und moderne Gesellschaften. In: Günter Alberecht et al. (Hrsg.), *Handbuch soziale Probleme* (S. 13-72). Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Gysi, Susanne. (2013). Wohnen in der Schweiz. In Anna Maria Riedi et al. (Hrsg.), *Handbuch Sozialwesen Schweiz* (S. 119-130). Bern: Haupt.
- Hardering, Friedericke. (2011). *Unsicherheiten in Arbeit und Biographie. Zur Ökonomisierung der Lebensführung*. Wiesbaden: Springer VS.
- Hasse, Jürgen. (2009). *Unbedachtes Wohnen. Lebensformen an verdeckten Rändern der Gesellschaft*. Bielefeld: transcript Verlag.
- Hasse, Jürgen. (2012). Wohnen. In Frank Eckardt (Hrsg.), *Handbuch Stadtsoziologie*. (S. 475-502). Wiesbaden: Springer VS.
- Hauptert, Bernhard, Schilling, Sigrid & Maurer, Susanne. (2010). Vorwort. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 7-12). Bern: Peter Lang AG.
- Häussermann, Hartmut. (2012). Wohnen und Quartier. Ursachen sozialräumlicher Segregation. In: Ernst-Ulrich Huster et al. (Hrsg.), *Handbuch Armut und soziale Ausgrenzung* (S. 383-396). Wiesbaden: Springer VS.
- Hermanns, Harry. (2000). Interviewen als Tätigkeit. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 360-368). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Hochuli, Marianne. (2014). Angemessener Wohnraum für alle: Eine Aufgabe der Armutsbekämpfung. In Iwona Swietlik (verantw. Für die Hrsg.), *Sozialalmanach 2014: Schwerpunkt: Unter einem Dach* (S. 77-90). Luzern: Caritas-Verlag.
- Höhn, Jonas. (2016). In Zürich fehlen günstige Wohnungen. Ein Zimmer als Familienwohnung. *Neue Zürcher Zeitung* (20.6.2016). Online: <http://www.nzz.ch/zuerich/in-zuerich-fehlen-guenstige-wohnungen-ein-zimmer-als-familienwohnung-ld.90145#kommentare> (abgerufen am 3.8.2016).
- Hollenstein, Lea. (2010). Umgang mit Komplexität in der Sozialen Arbeit – Rekonstruktion der psychosozialen Falldynamik auf der Grundlage biografischer Interviews. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 163-180). Bern: Peter Lang AG.
- Huber, Marius (2016). Wie viel ein Mieter der Stadt verdienen darf. *Tages-Anzeiger* (16.7.2016). Online: <http://www.tagesanzeiger.ch/zuerich/stadt/wie-viel-ein-mieter-der-stadt-verdienen-darf/story/10599793> (abgerufen am 3.8.2016).

- Hopf, Christel. (2000a). Qualitative Interviews – ein Überblick. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 349-360). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Hopf, Christel. (2000b). Forschungsethik und qualitative Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 589-600). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Jungk, Robert & Müllert, Norbert R. (1989). *Zukunftswerkstätten. Mit Phantasie gegen Routine und Resignation*. München: Heyne.
- Karakayali, Serhat. (2013). Von Ausschluss zu Ausschluss. Migration und die Transformation politischer Subjektivität. In: Oliver Marchart (Hrsg.), *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben* (S. 147-154). Bielefeld: transcript Verlag.
- Knoll, Andreas. (2010). *Professionelle Soziale Arbeit. Professionstheorie zur Einführung und Auffrischung*. Freiburg im Breisgau: Lambertus-Verlag.
- Knöpfel, Carlo. (2004). Das working poor-Problem in der Schweiz. Forschungs- und Diskussionsstand. In Stefan Kutzner, Ueli Mäder und Carlo Knöpfel (Hrsg.), *Working poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe. Eine Untersuchung über Lebensverhältnisse und Lebensführung Sozialhilfe beziehender Erwerbstätiger* (S. 39-56). Zürich / Chur: Verlag Rüegger.
- Kraemer, Klaus. (2009). Prekarisierung. Ein Vorschlag zur Systematisierung eines schillernden Begriffs. In: Stefan Kutzner, Michael Nollert & Jean-Michel Bonvin (Hrsg.), *Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik* (S. 21-37). Zürich: Seismo.
- Kraus, Sybille & Mattner, Astrid. (2008). Abschlussbetrachtung von der Praxis für die Praxis. In: Christian Spatscheck et al. (Hrsg.), *Soziale Arbeit und Ökonomisierung. Analysen und Handlungsstrategien* (S. 170-175). Uckerland OT Milow: Schibri-Verlag.
- Kutzner, Stefan & Nollert, Michael. (2009). Armut trotz Arbeit. Eine neue Herausforderung für die Sozialpolitik. In: Stefan Kutzner, Michael Nollert & Jean-Michel Bonvin (Hrsg.), *Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik* (S. 7-20). Zürich: Seismo.
- Kutzner, Stefan und Pelizzari, Alessandro. (2004). Lebensverläufe und Habitusformen von working poor. Biographische Rekonstruktionen. In Stefan Kutzner, Ueli Mäder und Carlo Knöpfel (Hrsg.), *Working poor in der Schweiz – Wege aus der Sozialhilfe. Eine Untersuchung über Lebensverhältnisse und Lebensführung Sozialhilfe beziehender Erwerbstätiger* (S. 95-206). Zürich / Chur: Verlag Rüegger.
- Löpfe, Robert. (2012). „Ohne Wohnung keine Integration“. Ein Gespräch mit Annalis Dürr, Geschäftsleiterin der Zürcher Stiftung Domicil. *SozialAktuell* Nr. 12, November 2012, S. 20-21.
- Mäder, Ueli. (2009). Erwerbsarbeit und Armut. Zur Dynamik von Integration und Ausschluss. In: Stefan Kutzner, Michael Nollert & Jean-Michel Bonvin (Hrsg.), *Armut trotz Arbeit. Die neue Arbeitswelt als Herausforderung für die Sozialpolitik* (S. 60-73). Zürich: Seismo.
- Mäder, Ueli. (2010). Was biografische Zugänge erhellen. In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 53-70). Bern: Peter Lang AG.

- Mäder, Ueli & Schmassmann, Hector. (2013). Zur Dynamik der Erwerbsarbeit. In: Ruth Gurny und Ueli Tecklenburg (Hrsg.), *Arbeit ohne Knechtschaft. Bestandesaufnahmen und Forderungen rund ums Thema Arbeit* (S. 236-248). Zürich: edition 8.
- Marchart, Oliver. (2013). Auf dem Weg in die Prekarisierungsgesellschaft. In: Oliver Marchart (Hrsg.), *Facetten der Prekarisierungsgesellschaft. Prekäre Verhältnisse. Sozialwissenschaftliche Perspektiven auf die Prekarisierung von Arbeit und Leben* (S. 7-20). Bielefeld: transcript Verlag.
- Matt, Eduard. (2000). Darstellung qualitativer Forschung. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 578-587). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Mattes, Christoph et al. (2010). Armut und Wohnen. Alternative Lösungswege suchen. In: Christoph Mattes (Hrsg.), *Wege aus der Armut. Strategien der Sozialen Armut* (S. 122-138). Freiburg i. Br.: Lambertus Verlag.
- May, Jon. (2000). Housing Histories and Homeless Careers: A Biographical Approach. *Housing Studies* 15 (4), S. 613-638.
- Mayring, Philipp & Fenzl, Thomas. (2014). Qualitative Inhaltsanalyse. In: Nina Baur & Jörg Blasius (Hrsg.), *Handbuch Methoden der empirischen Sozialforschung* (S. 543-556). Wiesbaden: Springer VS.
- Mayring, Philipp & Gahleitner, Silke Brigitta. (2010). Qualitative Inhaltsanalyse. In: Karin Bock & Ingrid Miethe (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 295-304). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Merkens, Hans. (2000). Auswahlverfahren, Sampling, Fallkonstruktion. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 286-299). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Miethe, Ingrid & Gahleitner, Silke Brigitta. (2010). Forschungsethik in der Sozialen Arbeit. In Karin Bock & Ingrid Miethe (Hrsg.), *Handbuch Qualitative Methoden in der Sozialen Arbeit* (S. 573-581). Opladen: Verlag Barbara Budrich.
- Pelizzari, Alessandro. (2009). *Dynamiken der Prekarisierung. Atypische Erwerbsverhältnisse und milieuspezifische Unsicherheitsbewältigung*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Peters, Helge. (2002). *Soziale Probleme und soziale Kontrolle*. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag.
- Promberger, Markus et al. (2015). Chancen des Resilienzbegriffs für eine soziologische Armutsforschung. In Martin Endrell und Andrea Maurer (Hrsg.), *Resilienz im Sozialen. Theoretische und empirische Analysen* (S. 265-294). Wiesbaden: Springer VS.
- Przyborski, Aglaja & Wohlrab-Sahr, Monika. (2010). *Qualitative Sozialforschung. Ein Arbeitsbuch*. München: Oldenbourg Wissenschaftsverlag GmbH.
- Rehbein, Boike. (2006). *Die Soziologie Pierre Bourdieus*. Konstanz: UVK Verlagsgesellschaft.
- Schaffner, Dorothee. (2010). Was bringt Biografieforschung der Sozialen Arbeit? In: Bernhard Hauptert, Sigrid Schilling & Susanne Maurer (Hrsg.), *Biografiearbeit und Biografieforschung in der Sozialen Arbeit. Beiträge zu einer rekonstruktiven Perspektive sozialer Profession* (S. 149-161). Bern: Peter Lang AG.

- Schallberger, Peter & Schwendener, Alfred. (2013). *Basismodul Forschungsmethoden FOM. Kurs: Einführung in die Qualitative Sozialforschung* (Herbstsemester 2013, Zürich, unveröffentlichtes Modulsript). Master in Sozialer Arbeit, Bern, Luzern, St. Gallen, Zürich.
- Scherr, Albert. (2002). Soziale Probleme, Soziale Arbeit und menschliche Würde. In: *Sozialextra*, Juni 2002, S. 35-39.
- Schetsche, Michael. (1996). *Die Karriere sozialer Probleme. Soziologische Einführung*. München: Oldenburg.
- Schmidt, Christiane. (2000). Analyse von Leitfadeninterviews. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 447-456). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.
- Schneider, Martin. (2012). *Raum – Mensch – Gerechtigkeit. Sozialethische Reflexionen zur Kategorie des Raumes*. Paderborn: Verlag Ferdinand Schöningh GmbH.
- Schuwey, Claudia & Knöpfel, Carlo. (2014). *Neues Handbuch Armut in der Schweiz*. Luzern: Caritas-Verlag.
- SKOS & FHNW. (2015). *Wohnversorgung in der Schweiz. Bestandesaufnahme über Haushalte von Menschen in Armut und in prekären Lebenslagen. Ein Forschungsprojekt im Rahmen des Nationalen Programms zur Prävention und Bekämpfung von Armut in der Schweiz*. Bern: Schweizerische Eidgenossenschaft.
- Spivak, Gayatri Chakravorty. (2010). „Can the Subaltern Speak?“ (revised edition, from the „History“ chapter of *Critique of Postcolonial Reason*“). In Rosalind C. Morris (Hrsg.), *Can the Subaltern Speak? Reflections on the History of an Idea* (S. 21-80). New York: Columbia University Press.
- Staub-Bernasconi, Silvia. (2016). *Soziale Arbeit und Menschenrechte. Vom beruflichen Doppelmandat zum professionellen Tripelmandat*. Leverkusen / Berlin: Budrich.
- Stiftung Domicil. (2013). *Tätigkeitsbericht. 20 Jahre Domicil – Einfach Wohnen. Seit 1994*. Abgerufen von [http://www.domicilwohnen.ch/downloads/domicil\\_taeigkeitsbericht\\_2013\\_web.pdf](http://www.domicilwohnen.ch/downloads/domicil_taeigkeitsbericht_2013_web.pdf)
- Strauss, Anselm L. & Corbin, Juliet. (1996). *Grounded Theory. Grundlagen qualitativer Sozialforschung*. Weinheim: Beltz PVU.
- Streuli, Elisa & Bauer, Tobias. (2001). Working poor in der Schweiz. Eine Untersuchung zu Ausmass, Ursachen und Problemlage. In: *info:social* 5. Neuenburg: Bundesamt für Statistik.
- Treibel, Annette. (2006). *Einführung in soziologische Theorien der Gegenwart* (7. Aktualisierte Auflage). Wiesbaden: Springer VS.
- VLP-ASPAN. Förderung des gemeinnützigen Wohnungsbaus mit raumplanerischen Mitteln. Gutachten im Auftrag des Bundesamtes für Wohnungswesen BWO. *Raum & Umwelt*, Nr. 1/10.
- Vogel, Berthold. (2004). Der Nachmittag des Wohlfahrtsstaats. Zur politischen Ordnung gesellschaftlicher Ungleichheit. *Mittelweg* 36 (Zeitschrift des Hamburger Instituts für Sozialforschung), 13. Jahrgang August/September 2004, S. 36-55.
- Vorriink, Andrea J. (2015). Integrationsrisiken, Sozialhilfe und Soziale Arbeit – die Perspektive Vulnerabilität. In Hanspeter Hongler & Samuel Keller (Hrsg.), *Risiko und Soziale Arbeit. Diskurse, Spannungsfelder, Konsequenzen* (S. 131-150). Wiesbaden: Springer VS.

- Wacquant, Loïc. (2008). Relocating Gentrification: The Working Class, Science and the State in Recent Urban Research. *International Journal of Urban and Regional Research* 32 (1), S. 198-205.
- Weiss, Stephanie & Mattes, Christoph. (2012). Die soziale und kulturelle Dimension des Wohnens. Wohnen als Querschnittsthema und planungsbezogenes Handlungsfeld der Sozialen Arbeit. *Sozial-Aktuell* Nr. 12, November 2012, S. 10-15.
- Wiesel, Ilan. (2014). Mobilities of Disadvantage. The Housing Pathways of Low-income Australians. *Urban Studies* 51(2), S. 319-334.
- Winstanley, Ann, Thorns, David C. & Perkins, Harvey C. (2002). Moving House, Creating Home. Exploring Residential Mobility. *Housing Studies* 17(6), S. 813-832.
- Wolff, Stephan. (2000). Dokumenten- und Aktenanalyse. In Uwe Flick, Ernst von Kardoff und Ines Steinke (Hrsg.), *Qualitative Forschung. Ein Handbuch* (S. 502-513). Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Taschenbuch Verlag.

**Online-Quellen:**

Bundesamt für Statistik. Lebensstandard, soziale Situation und Armut – Daten, Indikatoren. Online unter <http://www.bfs.admin.ch/bfs/portal/de/index/themen/20/03/blank/key/07/03.html> (abgerufen am 2.5.2015).

Humanrights.ch. (2014). Recht auf Obdach. Rechtsquellen. Online unter <http://www.humanrights.ch/de/internationale-menschenrechte/rechtsquellen/recht-obdach> (abgerufen am 8.4.2015).

Kanton Zürich, Statistisches Amt. Online unter [http://www.statistik.zh.ch/internet/justiz\\_inneres/statistik/de/aktuell/mitteilungen/2015/Leerwohnungen\\_2015.html](http://www.statistik.zh.ch/internet/justiz_inneres/statistik/de/aktuell/mitteilungen/2015/Leerwohnungen_2015.html) (abgerufen am 30.7.2016).

Nationales Programm gegen Armut. Online unter <http://www.gegenarmut.ch/nationales-programm/> (abgerufen am 8.4.2015).

Stadt Zürich, Finanzdepartement. Online unter: <https://www.stadt-zuerich.ch/fd/de/index/liegenschaftenverwaltung/wohnungen.html> (abgerufen am 3.8.2016).

Stadt Zürich, Schul- und Sportdepartement. Online unter: [https://www.stadtzuerich.ch/ssd/de/index/gesundheit\\_und\\_praevention/suchtpraevention/familie\\_freizeit/femmestische.html](https://www.stadtzuerich.ch/ssd/de/index/gesundheit_und_praevention/suchtpraevention/familie_freizeit/femmestische.html) (abgerufen am 3.8.2016).

Stadt Zürich, Sozialdepartement. Online unter <https://www.stadt-zuerich.ch/sd/de/index/arbeitswohndrogen/wohneinrichtungen.html> (abgerufen am 30.7.2016).

Stadt Zürich, Statistik. Online unter <https://www.stadt-zuerich.ch/prd/de/index/statistik/themen/bevoelkerung.html> (abgerufen am 31.7.2016).